



Die Wälder von Katalis

von Veronika Bärenfänger

Impressum

1. Auflage,

© Veronika Bärenfänger – alle Rechte vorbehalten.

Redaktion World of Cosmos

Marc Schneider

Stephan-Jantzen-Ring 41

18106 Rostock

redaktion@world-of-cosmos.de

www.world-of-cosmos.de

1. Buch

Die Ankunft

Zeit und Raum

Ich bin General Markus von Lork, Oberbefehlshaber der Lafarenischen Wüsteneinheit. Vor zehn Wintern erwachte ich hier, unterhalb einer Steinformation, mitten im Wald.

Wie ich hier herkam, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass ich mit meiner Einheit, in der Wüste, auf der Suche nach etwas Schatten war. Wir wollten nur kurz rasten und etwas von dem kostbaren Wasser zu uns nehmen. Nicht lange, denn die Galier waren uns dicht auf den Fersen. Wir fanden diese Steine, die den Anschein erweckten, als wären sie vor Generationen absichtlich in das Gelände eingebracht worden. Ich erinnere mich noch daran, wie ich meinen Gurt lockerte, die Wasserflasche entnahm und mich gegen einen dieser Steine lehnte. Dann fühlte ich einen mächtigen Schlag, der mir die Luft raubte und das Bewusstsein nahm. Als ich wieder erwachte, mussten Stunden vergangen sein. Ich konnte nichts sehen und nichts hören, aber fühlen. Allein die Feuchtigkeit der Luft, die ich atmen konnte, machte mich stutzig. Die erste Berührung mit dem mit Moos bewachsenen Waldboden schockierte mich. Ich war offensichtlich in einem Wald, aber wie kam ich hierher? Es fiel mir schwer, mich zu konzentrieren, mein Kopf schmerzte, in meinen Ohren surrte es und ich konnte nichts sehen, schmecken oder riechen. Mein letzter, mir bekannter Aufenthaltsort war die Wüste. Wir befanden uns meilenweit von der nächsten Oase entfernt. Wie kam ich jetzt in einen Wald?

Hatten unsere Feinde uns übermannt und waren wir jetzt Gefangene? Was hatten sie mit mir gemacht? Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Wald lag, bis sich mein Gehör langsam wieder normalisierte. Und dann hörte ich sie, die Geräusche des Waldes, unbekannte und unheimliche Laute. Nichts davon hörte sich an, wie in den Wäldern von Lork. Nichts war mir auch nur im Ansatz vertraut. Es machte mir Angst. Mir, dem mehrfach ausgezeichneten General Markus von Lork, machte dieser Wald eine Höllenangst. So viel Angst, dass ich begann mich dafür zu schämen. Hatte ich nicht in der Schlacht um die Ländereien von Ugwadule, erfolgreich 700 Kämpfer gegen die Galier geführt? In dieser Schlacht waren wir ganz besonders skrupellos gegen unseren Gegner vorgegangen, vor allem, als wir sahen, was sie mit den überlebenden Dorfbewohnern angestellt hatten. Sie hatten viele der Kinder verschleppt,

Mädchen wie Jungs. Die meisten konnten wir nicht wieder finden. Die Vorräte waren immer geplündert worden, genau wie unsere Bodenschätze. Wie viele unserer Frauen nun getötet, missbraucht oder verschleppt wurden, konnte bis zu dem Tag, an dem ich hier erwachte, niemand sagen. 21 Dörfer wurden unter meiner Leitung von den Galliern befreit. Ich tötete zwölf Offiziere eigenhändig im Zweikampf. Die Kollateralschäden zählte ich nicht mit. Zwei Jahre hatte ich meinem Hass und meiner Wut freien Lauf gelassen und so starben auf diesem Weg nicht nur ebenbürtige Gegner, sondern auch Frauen und Bedienstete. Nur Kinder fasste ich nie an, nicht ein Einziges. Ich lag hier in diesem fremden Wald, konnte weder sehen noch riechen oder schmecken und hatte so viel Angst wie noch nie. Es war für Männer der Lafaree nicht üblich, sich solchen Gefühlen hinzugeben. Immerhin gab es eine Gesellschaft zu verteidigen. Eine, die viel Wert auf ihre einzelnen Mitglieder legte und in der Gefühle wie Liebe, Vertrauen und Zugehörigkeit die höchsten Güter darstellte. In dieser Gesellschaft war man nicht ängstlich, hier war man gemeinsam stark, gemeinsam mutig. Aber hier war niemand, ich war völlig alleine und ich sollte mich nicht dafür schämen, dass meine Gefühle mit mir durchgingen.

Ohne etwas zu sehen, richtete ich mich auf und schob mich rücklings gegen etwas, was ich nach kurzer Zeit als Stein identifizieren konnte.

Vorsichtig tastete ich meinen Waffengürtel ab - nichts - keine einzige Waffe, kein Messer, nichts. Ich war also doch ein Gefangener, aber warum hörte ich niemanden und warum konnte ich immer noch nichts sehen? Endlose Stunden hockte ich an diesen Stein gelehnt und lauschte auf jedes ungewöhnliche Geräusch. Ein furchtbares Gefühl, nichts sehen zu können, nicht zu wissen, warum und dann all diese seltsamen, unbekanntenen Geräusche. Irgendwann hörte ich ein Knacken und Knarren neben mir. Zuerst ganz zaghaft, dann immer aufgeregter. Ich hatte den Eindruck, dass mindestens zwei Wesen neben mir 'sprachen', aber was war das für eine Sprache? Alles in allem wurde es immer seltsamer.

Als ich mir mit den Händen durch mein Gesicht fuhr, stellte ich fest, dass ich wohl heftiges Nasenbluten gehabt haben musste. Hatte ich einen Schlag in das Gesicht erhalten? Nun, das muss Stunden her gewesen sein, das Blut war zäh und klebrig, ein Teil schon vollends getrocknet. Der Kopf schmerzte und als ich mir mit der Hand durch meine Zöpfe strich, fiel mir auf, dass mein gesamter Schmuck fehlte. All die silbernen Spangen und Schließen, die Perlen und die Drähte. Die sorgsam geflochtenen Zöpfe meines Irokesen öffneten sich schon. Wer zur Hölle tut so etwas und warum? Diese Gedanken halfen mir leider nicht über meine Angst hinweg. Im Gegenteil, die vielen Fragen machten mich mittlerweile schier wahnsinnig. Nachdem jetzt die Laute des Waldes immer klarer wurden, stellte ich fest, dass ich langsam wieder Licht und Schatten erkennen konnte. Ich würde also meine Sehkraft wiedererlangen, ich müsste nur geduldig sein. Das war aber nur eines meiner Probleme.

Meine geliebte Frau hat mir das auch immer vorgeworfen, dass ich zu ungeduldig sei. Anna, wie sehr vermisse ich sie und Tiana, meine kleine, wunderschöne Tiana. Seit ihrer Ermordung hatte ich an nichts anderes gedacht als an Rache. Diese widerwärtigen Galier hatten abgewartet, bis die Männer auf die Jagd gingen und dann unser Dorf überfallen und geplündert. Sie hatten alle niedergemetzelt, einfach alle, die Frauen, Kinder und die Alten. Und das hier? War das jetzt wiederum deren Rache an unseren Gräueltaten? Im Grunde hatten wir uns danach ja nicht wesentlich netter verhalten. Wir hatten auch unsere Aggressionen an den Schwachen ausgelassen. Wobei ich persönlich immer den Kampf mit einem Gegner, Auge in Auge suchte. Mir war es egal, ob ich siegen oder verlieren würde. Anna und Tiana waren tot, es gab nichts mehr, was mich auf dieser elendigen Welt halten würde. Wenn ich also sterben sollte, dann bitte im Kampf, aber nicht so hilflos wie in diesem Moment.

Langsam konnte ich immer mehr sehen, ich nahm bereits deutlich die Unterschiede zwischen Hell und Dunkel wahr. Einmal hörte ich noch dieses Knarren und Klacken und ich bildete mir ein, eine Bewegung wahrgenommen zu haben, aber sicher war ich mir dabei nicht. Es waren mit Sicherheit weitere Stunden vergangen, als es mir endlich besser ging. Die Temperatur war spürbar angestiegen und als ich mich endlich umblicken konnte, musste ich feststellen, dass diese Steine hier große Ähnlichkeit mit der Formation in der Wüste hatten. Außerdem stellte ich fest, dass ich völlig allein war. Zumindest hier, an diesem Ort. Ich blickte mich um, hier war nichts und niemand. Um mich herum gab es nichts anderes als Wald und hier war auch kein Mensch außer mir. Ich betrachtete die Steinformation und als ich meine Hand auf die große Stele legte, unter der ich erwacht war, bildete ich mir ein, ein Kribbeln in den Fingern zu spüren. Eine Vibration, die sich in meinem ganzen Körper ausbreitete. Was für ein seltsames Gefühl. Ich blickte in die Wipfel der Bäume und dem Sonnenstand nach musste es ungefähr Mittag sein. Ich entschloss mich, loszulaufen, heraus aus diesem Wald. Irgendwann würde ich die Orientierung wieder finden. Also lief ich los. Ich lief durch den Wald, bis es dämmerte und war doch nicht einen Schritt herausgelangt. Das konnte doch gar nicht sein. Kein Wald in meiner gewohnten Umgebung war so groß wie dieser, der schier nicht enden wollte. Es muss wohl Vollmond gewesen sein, denn das fahle Licht sorgte dafür, dass es nicht richtig dunkel wurde. Als ich zu müde war, um weiterzulaufen, kauerte ich mich in einem Busch zusammen und versuchte, mich etwas auszuruhen. In der Nacht nickte ich mehrfach weg, schreckte aber immer wieder hoch. Richtig guter Schlaf war das nicht. Als die ersten Sonnenstrahlen die Wipfel durchbrachen, hatte ich mir etwas Tauwasser von den Blättern gesammelt, getrunken und mich dazu entschlossen, wieder zurück zu den Steinen zu laufen. Glücklicherweise konnte ich meine Spuren vom Vortag noch sehen und fand somit leicht zurück zu meinem Ausgangspunkt. Also marschierte ich

einen halben Tag zu den Steinen und von dort bergauf. Vielleicht konnte ich mir von oben einen besseren Überblick verschaffen.

Es war heiß und der Tau auf den Blättern schon seit einer gefühlten Ewigkeit verdunstet. Die Baumwipfel ließen zwar nur gelegentlich etwas Sonne durch, dennoch heizte sich die darunter entstandene feuchtwarme Luft unbarmherzig auf. Meine Jacke hatte ich mir schon vor einiger Zeit um die Hüfte geschlungen. Langsam meldete sich der Hunger und ich machte mir so meine Gedanken, was ich wohl essen könnte. Die Pflanzen hier waren alle so anders als alles, was mir bisher bekannt war. Ich war mir nicht sicher, ob ich sie essen konnte, also ließ ich es. Im Laufe des Tages ging ich immer weiter bergan und erreichte endlich die Wipfel dieses Waldes. Ein kleines Stück kletterte ich noch über zerklüftete Felsen, bis ich den Gipfel erreichte und dann sah ich es. Ich sah den großen gestreiften Ball am Himmel, der sich wie eine riesige Kugel hinter den Horizont schob. Vor ihm schwebte eine kleinere Kugel, ähnlich des gewohnten Mondes. In meinem Rücken versank die Sonne ganz langsam am Horizont. So weit mein Auge reichte, gab es hier nur Wald. Ich drehte mich um und beobachtete den Sonnenuntergang. Wie bei einem ganz normalen Sonnenuntergang brachen sich ihre Strahlen in einem großen Fluss, der den schier nicht enden wollenden Wald zerteilte und sich dann doch wieder im Dickicht verlor. Ich war wohl nicht mehr auf der Erde, wie ich sie kannte. Ich fragte mich nur, ob es eine andere Welt war, oder ob ich nur eine Reise durch die Zeit gemacht hatte. Die Berater meines Vaters hatten häufig solche Geschichten erzählt, dass die Menschen einst so fortschrittlich gewesen waren und es fast geschafft hatten, zu anderen Welten zu reisen. In den Schulen hatte man uns das Konzept unseres Sonnensystems beigebracht und gelehrt, dass es wohl mehr als eine Welt im Weltall gab. Mit dem Fernrohr blickte ich als junger Bursche gerne zu den Sternen und malte mir die wildesten Geschichten aus. Ich war viel gereist und hatte alle Länder der Lafaree besucht, nichts war hier vergleichbar. Nur wo befand ich mich jetzt und wo waren die anderen Menschen? Ich beschloss, sitzen zu bleiben, vielleicht hier oben, auf den Felsen etwas zu schlafen. Ich legte mich hin und beobachtete diese riesige bunte Kugel und den kleinen Mond. Waren das zwei Monde oder war dieser Waldplanet ein Mond dieses riesigen Balls? Nachdem die Sonne vollends untergegangen war, wurde es abrupt eisig kalt, so kalt, dass ich mich wieder etwas weiter unter die Baumkronen begab. Das fahle Licht, welches die beiden Monde reflektierten, sorgten dafür, dass es nicht richtig dunkel wurde. Im Schutz der Bäume und Pflanzen war es überraschenderweise sogar angenehm warm. Ein paar große Blätter, die ich abreißen konnte, nutzte ich als Decke und wenig später schlief ich auch schon ein.

In den frühen Morgenstunden wurde ich vom herabtropfenden Tau geweckt. Ich öffnete die Augen und dachte noch für einen Moment, ich läge in meinem Bett. Als

ich realisierte, dass dies alles doch kein Traum gewesen war, entdeckte ich ihn, den Hasen. Dieses Tier sah genau so aus wie ein Hase, es muss also ein Hase sein. Gemütlich graste es im Unterholz, knabberte an ein paar Pilzen, hoppelte zu einer Pflanze, an der ein paar Früchte hingen und er bediente sich genüsslich. In diesem Moment beschloss ich, dass dieser Hase meine nächste Mahlzeit werden würde. Voller Enthusiasmus sprang ich auf und wollte nach meinem Messer greifen, aber es war ja nicht da. Der Hase erschrak und ehe ich mich versah, verschwand er im Wald. Ich überlegte, was ich nun tun sollte. Ich sollte mir eine Möglichkeit einfallen lassen, wie ich diesen Hasen fangen konnte. Früher oder später musste ich etwas essen, das war sicher und dieser langohrige Kerl war eine willkommene Mahlzeit. Ich blickte mich um und sammelte ein paar dieser Pilze und ein paar dieser Früchte. Wenn der Hase sie fressen konnte, dann waren sie bestimmt nicht giftig, hoffte ich. Vorsichtig kostete ich zuerst die Pilze, die wie rohe Champignons schmecken und danach genehmigte ich mir zwei dieser orangefarbenen Kugeln, die etwa die Größe einer Pflaume besaßen. Die Früchte waren süß und saftig und stillten den schlimmsten Hunger und Durst. Nachdem ich mich gestärkt hatte, suchte ich einen möglichst geraden Ast und fand auch einen. Ich wollte mir einen Speer daraus fertigen und stand gleich wieder vor dem nächsten Problem. Wie sollte ich den Ast vom Baum schlagen, ohne Werkzeug und wie danach anspitzen? Da fielen mir die Felsen ein. Vielleicht lagen dort Steine herum, die man nutzen konnte. Ich stieg also wieder nach oben und suchte mir ein paar Steine zusammen, die ich für geeignet hielt. Mit einem großen Stein versuchte ich einen nach dem anderen zu zerschlagen, in der Hoffnung, sie würden so zersplittern, dass man damit schneiden oder hacken konnte. Nach etlichen, schweißtreibenden Versuchen, gelang es mir, einen scharfen Splitter abzuschlagen. Weitere schweißtreibende Stunden später hatte ich es geschafft. Mein Speer war geschlagen und gespitzt. Der Preis waren blutige Finger, die ich danach kaum noch bewegen konnte. Der einzige Vorteil dieser Aktion lag dann tatsächlich vorerst darin, dass ich zufällig zwei Steine zusammengeschlagen hatte, die dabei Funken schlugen.

Ich würde also in der Lage sein, Feuer zu machen, mich zu wärmen und meine Nahrung zu kochen. Jetzt hieß es nur noch, herauszufinden, was hier alles essbar war. So verbrachte ich die ersten Tage mit Sammeln von diesen Früchten und den Pilzen, von denen ich ja schon wusste, dass ich sie essen konnte und den mühseligen Versuchen, einen Hasen zu erlegen. Zwischendrin entwickelte ich eine durchaus praktikable Technik, in den Morgenstunden mehr Tauwasser auf einmal zu sammeln und es bis in die Mittagsstunden auch aufzubewahren. Die beiden Feuersteine packte ich in den Beutel, in dem ich früher mein Münzgeld aufbewahrte. Wie alles andere aus Metall waren auch diese nicht mehr da. Mit der Hilfe des Steinsplitters gelang es mir, einen Ast zu spalten. Anfangs band ich den Stein mit Flachs fest,

musste aber feststellen, dass sich dieser zu schnell aufarbeitete. Da musste ich mir noch etwas Besseres einfallen lassen, aber immerhin gab es hier so etwas wie Flachs. Nach einigen Tagen hatte ich mein Lager wieder zur Steinformation verlegt. Von hier aus startete ich immer wieder verschiedene Erkundungstouren, gelangte aber nie aus dem Wald heraus.

Eines Tages packte ich all meine Sachen zusammen und wagte den Ausflug zum Fluss. Was ich leider nicht bedachte, war die Tatsache, dass diese essbaren Pflanzen und Pilze nicht überall wuchsen. Ich musste also irgendwie improvisieren und hoffen, dass ich am Fluss dann ein paar genießbare Fische finden würde. Ich war so naiv zu glauben, dass dieser Wald keine Gefahren für mich parat haben würde.

Nach einer schweißtreibenden Wanderung stand ich dann am Ufer eines Flusses, der so breit war, dass man das andere Ufer kaum wahrnehmen konnte. Vorsichtig kostete ich das Wasser. Wie herrlich erfrischend und genießbar. Ich schüttete mir zwei volle Hände in das Gesicht, bevor ich mich entkleidete und schon bis zu den Knien im Wasser stand. Eigentlich wollte ich mich ins kühle Nass werfen, als mir diese Bugwelle auffiel, die sich direkt auf mich zubewegte. Unweigerlich musste ich an Krokodile denken und ergriff instinktiv die Flucht. Ich erreichte gerade noch rechtzeitig das Ufer, als ein silbrig glänzendes Ungetüm aus dem Wasser schoss und mit seinen mehrfach mit messerscharfen Zähnen ausgestatteten Kauleisten heftig nach mir schnappte. Ich schnappte mir meinen Speer und wandte mich diesem Ding zu. Beherrscht stach ich zu und rutschte an den harten Schuppen einfach ab. Das Biest hatte sich zu weit aus dem Wasser gewagt und versuchte nun, mit heftigen Schwanzschlägen wieder in den Fluss zu gelangen. Vielleicht war das meine Chance, nur wie sollte ich diesen Panzer durchdringen? Ich versuchte es erneut und rutschte erneut ab. Diese Schuppen waren hart wie ein Schildkrötenpanzer und glänzten wie das feinste Perlmutter. Einzig diese messerscharfen Zahnreihen mäßigten meine Faszination. Ich versuchte, mit aller Kraft dieses Monstrum zu erwischen, traf in das Maul und das Biest brach, ohne dass ich mit der Wimper zucken konnte, die Spitze meines Speeres ab.

Geistesgegenwärtig stieß ich voran, statt erschrocken nachzugeben und hatte das Ungeheuer am Speiß. Mit letzter Kraft schleuderte ich es noch ein weiteres Stück an den Strand, wo es langsam und zuckend verendete. Erst Stunden später wagte ich, es anzustoßen. Es war definitiv tot, also untersuchte ich es genauer. Das Biest hatte vier Augen, zwei riesige Glupschaugen, direkt links und rechts von seinem steinharten Schädel, sowie zwei weitere, die nach vorn ausgerichtet waren. Die Schuppen waren, wie ich vermutete, aus einer Art Perlmutter und umschlossen den Körper wie eine Rüstung. Im verhältnismäßig großen Maul verbargen sich drei Zahnreihen, ausgestattet mit einer Vielzahl spitzen und scharfen Zähnen. Ich überlegte noch, ob man

aus ihnen vielleicht ein Werkzeug bauen könnte, gab aber den Versuch, einige zu entfernen, nach einigen schmerzhaften Verletzungen auf. Genauso erging es mir mit den Schuppen. Leider würde ich erst viel später entdecken, dass ich dieses Tier überdies hätte essen können und dass die Schuppen perfekte Messer abgeben würden. Ich verscharrte es im Sand, fertigte mir mühselig einen neuen Speer und verbrachte die Nacht am Strand. Im Schein meines Lagerfeuers entdeckte ich dann das Leuchten über dem Wasser. Unzählige Augen spiegelten sich im Mondlicht und betrachteten mich. Zuerst in absoluter Ruhe und dann konnte man hören, wie sie sich gegenseitig angingen, wie das Wasser schwappte, sie schnappten und die Schuppen aneinander rieben. Hier wollte ich nicht bleiben, also schulterte ich meine Sachen und wanderte zurück in die Richtung, aus der ich kam. Mehrere Tage lief ich in die Richtung, aus der ich dachte, dass ich gekommen sei, bis ich auf einen kleinen, glasklaren Teich stieß. Das Wasser war so klar und rein, sodass man das Laub am Boden gut erkennen konnte. Nun, das sollte nichts heißen, immerhin konnte es gut sein, dass sich genau dort, unter dem Laub, ein Untier versteckte. Vorsichtig schöpfte ich also etwas Wasser ab und trank. Nichts passierte, also wurde ich mutiger, brach einen Ast mit vielen Blättern ab und schlug auf die Wasseroberfläche. Abermals geschah nichts. Da ich völlig durchgeschwitzt war, fasste ich den Entschluss, an der flachsten Stelle ganz vorsichtig in das Wasser zu gehen. Knöcheltief stand ich darin und es passierte nichts, es bewegte sich nichts und es griff mich auch nichts an. Ich wagte mich also immer weiter in das kühle Nass und stellte fest, dass hier nichts lauerte. Dieser Teich war ein einfacher Quellteich ohne grauenvolles Monster. Eine gefühlte Ewigkeit war ich noch angespannt und achtete auf alles um mich herum. Letztlich war das Wasser aber so angenehm kühl, sodass ich entspannt die Augen schloss. Geweckt wurde ich von diesem knarrenden Geräusch und dem Klacken, genau demselben Geräusch, welches ich bei meiner Ankunft hörte. Ich machte die Augen auf und blickte in zwei riesige gelbe Augen mit schmalen Schlitzen. Ich wäre beinahe ertrunken, vor lauter Schreck. Das kleine Tier erschrak ebenfalls und huschte in sichere Entfernung. Ich richtete mich im Wasser auf und kletterte heraus. Das Wesen stand bewegungslos einige Meter von mir entfernt und diese handtellergroßen Augen starrten mich an. Ich hockte mich auf den Boden und versuchte nicht mal meine Hose anzuziehen. Die nasse Haut würde das ohnehin unmöglich machen. Ich betrachtete diese kleine Katze. Zumindest hatte es die Größe einer Katze, nur diese riesigen gelben Augen, auch war die Nase recht spitz und erinnerte eher an ein Mäuschen. Nachdem ich diesen Mörderfisch gesehen hatte, war ich auf alles gefasst, nur nicht auf so ein niedliches, flauschiges Blau - das war doch blau, oder irrte ich mich. Dieses Wesen hatte ein zartblaues, flauschiges Fell mit feinen weißen Streifen, die von den äußeren Augenwinkeln geschwungen, über die Wangen bis zum Näschen reichten. »Hey, wer bist du denn?«, rief ich zu ihm

herüber. Ich hörte etwas, wie ein Knacken, ein Fiepen, Schnurren und etwas, dass sich anhörte wie nock, nock, nock.

Das war meine erste Begegnung mit den Limfies, so nannte ich sie, nachdem ich in all den Jahren ihre Sprache gelernt hatte. Na gut, zumindest wusste ich meist, was sie wollten und konnte ihnen mit ein paar kurzen Lauten mitteilen, was ich brauchte.

Zzila und Karr, ein Paar, welches sich auf ewig gefunden hatte. Die beiden sollten fortan sehr hilfreich für mich sein, denn immerhin erleichterten sie mir das Überleben und sie zeigten mir die Höhle. Ein wenig oberhalb des Teiches befand diese sich, in den Felsen. Von außen fast nicht zu erkennen, so dicht war der Efeu darüber gewachsen. Als ich mich dann ins Innere begab, staunte ich nicht schlecht. Hier in dieser Höhle waren eindeutige, menschliche Zeichen. Es hatte hier also einmal Menschen gegeben. Neben einem Bett mit Fellen gab es einen Tisch und einen Stuhl, eine Feuerstelle, deren Rauch über eine geschickte Konstruktion nach außen geführt wurde. Tongeschirr, ein Teller, ein Becher und Tontöpfe zum Kochen und Aufbewahren. Ich fand gegerbtes Leder und zu meinem Entsetzen auch die Überreste des ursprünglichen Höhlenbewohners. Ich fand auch eine Art Aufzeichnungen. Zum einen waren die hinteren Wände der Höhle mit sehr ausführlichen Zeichnungen der Umgebung versehen und in einer Truhe lagen, fein säuberlich sortiert, beschriftete, weiße Baumrinden. Hier würde ich auf jeden Fall eine Weile bleiben, denn durch den Efeu, war ich hier sicher. Ich hatte ein Bett und ich konnte hier Feuer machen, ohne gleich im Rauch zu ersticken. Wasser war nahe und die Limfie konnten mir sicherlich auch zeigen, was ich essen kann und was nicht. So verging die Zeit.

Mittlerweile konnte ich meine Kleidung selbst reparieren und sogar neue anfertigen. Ich war in der Lage, meine Haare über den Ohren mit einem scharfen Steinsplitter zu schneiden und meine Zöpfe neu zu ordnen. Auch meinen Bart hielt ich einigermaßen in Form. Den Männern der Lafaree wurde schon immer eine gewisse Gockelhaftigkeit nachgesagt. Also die Edelmänner der Galier behaupteten das. Sie vergaßen aber, dass unsere Aufmachung zu den Stammesritualen gehörte. Junge Männer mussten sich beweisen und erst danach erhielten sie den Irokesen mit den teilweise verfilzten Zöpfen. Allerdings mussten sich junge Frauen auch beweisen. Jeder bekam eine Aufgabe, die er oder sie bewältigen musste.

Auch die Tätowierungen hatten alle ihre Bedeutung. Das Dornentribal habe ich mir verdient. Ich musste in meinem Initiationsritus gegen ein Wildschwein kämpfen und dieses ist der Ursprung des Tribals. Mittlerweile rankt es sich über meinem linken Ohr, auf der kahl geschorenen Kopfseite. Jeder Dorn ist ein bestandener Kampf, jeder Dorn zeigt einen Sieg und seit die mordende und plündernde Meute über mein Dorf hergefallen war, zeigte sie auch jeden einzelnen Gegner, den ich im Kampf tötete. Ja, ich kann töten, mit bloßen Händen. Die Skrupel, die ich mit sechzehn noch hatte, habe ich mit meinem Zorn verloren. Die Wut und der Hass haben mich hart

werden lassen und langsam dachte ich, dass diese Einsamkeit nun die Strafe von Mutter Natur sei. Wenigstens hatte ich ein bisschen Ansprache, durch die Limfie und ich hatte wenig Zeit zum Grübeln. Ständig gab es etwas zu tun und wenn es nichts zu tun gab, dann machte ich Erkundungsausflüge. Hier gab es genug zu entdecken und beim besten Willen war nicht alles so freundlich wie die Limfie. Bei einem meiner ersten großen Ausflüge wurde ich dann auch von einem Egel gebissen. Ich konnte ihn gerade noch entfernen, bevor ich das Bewusstsein verlor.

Ich wusste nicht, wie lange ich weggetreten war. Jedenfalls erwachte ich durch Zzilas liebevolle Fürsorge. Sie hatte unablässig meine Lippen mit Wasser benetzt, damit ich nicht austrockne. Mein Schädel brummte, als hätte ich mit meinem Schwager ein Saufgelage veranstaltet. Der Geschmack in meinem Mund erinnerte an das Aroma von Feuer und Stahl, der sich bildet, wenn man einen ganzen Tag in der Schmiede verbringt. Ich fühlte mich grauenvoll, bis mir auffiel, dass ich nicht nur wenige Stunden außer Gefecht war, es waren wohl ein paar Tage. Mein körperlicher Zustand ließ mich das vermuten. Ich brauchte viel Wasser und mindestens eine Woche, um wieder einigermaßen auf die Füße zu kommen. Letztlich war ich froh, noch am Leben zu sein. Ich durchsuchte die Aufzeichnungen meines Vorgängers und fand entsprechende Passagen. Auch er hatte ebenfalls unliebsame Bekanntschaft mit diesen Egel gemacht, die es nur zu einer bestimmten Jahreszeit gab. Er hatte aus ihnen ein Mittel gegen den Schmerz entwickelt. Mit Wasser gemischt, hatte er es gegen seine Zahnschmerzen im Mund gespült. Die genauen Mischungsverhältnisse und die Wirkung hatte er genauestens dokumentiert. Er schrieb auch über die Heilwirkung einer bestimmten Pflanze und auch hier genau, über die Zubereitung der Paste. Das war grandios, denn sollte ich mich verletzen, so wäre ich in der Lage, mich selbst zu behandeln. Auch wenn es aussichtslos erschien, ich wollte überleben. Ich konnte mir nicht vorstellen, ewig hier alleine zu bleiben. Das war zwar einfach nur so ein Gefühl und ich konnte nicht ahnen, dass ich recht behalten würde. Nur so, wie es dann kam, hatte ich mir das natürlich nicht vorgestellt.

Katalis, so nannten die Limfie ihren Planeten. Es gab hier Jahreszeiten und da ich nicht genau wusste, ob die Jahre auf Katalis denen auf der Erde entsprachen, zählte ich die Winter. Das eindeutigste, konstanteste klimatische Ereignis. Es wurde kalt, die Bäume verloren viele ihrer Blätter. Der Quellteich gefror an der Oberfläche und es fiel Schnee. Wie in meiner Heimat. Also stellte das kein Problem für mich dar. Zudem hatte ich in meiner Höhle ein wirklich gutes Versteck vor Wind und Wetter.

Mit den Limfie konnte ich mich im Laufe der Zeit immer besser verständigen, wenn ich auch häufig einfach riet, was sie mitteilen wollten.

Jedenfalls war es ein Tag, wie jeder andere. Ich war gerade dabei, das frisch gegerbte Leder weichzuklopfen, als Karr sehr aufgeregt und nervös bei mir erschien. Ich wurde sofort stutzig, Karr, er hatte es nicht so mit mir. Meist war er nicht glücklich mit Zzilas Enthusiasmus und mied mich. Wenn ich das kleine Limfiweibchen richtig verstanden habe, ist sie der Ansicht, dass ich aus einem bestimmten Grund hier bin. Karr hingegen meint, ich wäre ein schreckliches Vorzeichen. Nun, in diesem Moment war er aber so aufgeregt, dass ich ihn kaum verstand. Nur so viel, ich sollte ihn unbedingt begleiten, es wäre etwas angekommen und dieses Ding bräuchte wohl Hilfe. Viele Schmerzen und viel Blut, sagte er noch, bzw. verstand ich. Ich holte also meinen Beutel mit meiner Medizin und folgte ihm in den Wald.

An der Steinformation konnte ich sie schon sehen. Da lag sie.

Eine Frau.

Ein Soldat der Galier. Ich blieb stehen und atmete einmal tief durch.

Sie lag genau an der Stelle, an der ich vor zehn Wintern hier angekommen war. Eine sehr schlanke Frau. Sie wirkte auf mich sehr jung, vielleicht gerade mal dem Kindesalter entwachsen, aber nicht viel älter als zwanzig. Sie hatte dunkle, lange Haare, die locker zu einem Zopf geflochten waren, der sich schon fast auflöste. Das Mädchen trug keinen Helm, aber die schwere Montur der Galischen Armee. Lange, dünne Beine, feingliedrige Finger. Überhaupt nicht muskulös, eher mager, fast zu dürr für einen Soldaten. Sie war schmutzig, sie wirkte ausgetrocknet und abgehetzt und sie hatte definitiv Angst. Ich beobachtete ihr Gesicht, die Augen waren weit aufgerissen und suchten nach etwas, was sie wahrscheinlich nicht sehen konnte. Ich stand da über ihr und betrachtete sie in aller Ruhe. Ihre Augen, das hatte ich so noch nie gesehen, sie hatten zwei Farben. Während das eine das Blau eines glasklaren Eissees besaß, war das andere in einem warmen Braunton. Die leicht geschwungenen, dunklen Augenbrauen passten perfekt in dieses Gesicht. Ihre Lippen waren aufgesprungen und das Blut an ihrer schmalen Nase bereits getrocknet. Interessiert registrierte ich jede Feinheit ihres Gesichts, zumindest das, was man unter all dem Dreck sehen konnte. Da sie so viel Angst hatte, war ich mir ziemlich sicher, dass sie die Geräusche um sich herum schon wahrnehmen konnte.

Mit einer Hand krallte sie sich tief in das Moos, ein weiteres Anzeichen für ihre abgrundtiefe Angst. Ich wusste jetzt nicht, ob ich mich darüber amüsieren durfte oder nicht. War das jetzt fair oder war das jetzt tatsächlich etwas gemein von mir?

In der linken Schulter steckte etwas, das wie eine riesige Klaue aussah. So etwas hatte ich bisher noch nie gesehen, also beschloss ich, mir das genauer anzusehen. Zzila versuchte, mir mit vielen Lauten mitzuteilen, dass es dringend sei und dass die Frau unbedingt meine Hilfe brauchte. Das hier war mein Feind.

Ich hätte mir beim besten Willen nicht vorstellen können, dass die Erlösung aus dieser unendlichen Einsamkeit ausgerechnet ein weiblicher, Galischer Soldat sein

würde. Nein, ich habe nichts gegen Frauen. Ich bin überzeugt, sie können viele Arbeiten genauso gut wie Männer erledigen. Mir ging es um den Galier. Da diese junge Frau in einer Uniform steckte, herrschte nach all der Zeit wohl immer noch ein Krieg. Ein einziger Blick reichte, um festzustellen, dass auch sie nicht eine einzige Waffe besaß. Das Portal, wie ich es mittlerweile nannte, hatte wohl sämtliches Metall verschluckt. Ich war mir da nicht sicher, aber mein Vorgänger hatte darüber geschrieben. Ich stand da und beobachtete sie, während Zzila und Karr beide ihre Schnäbel nicht halten konnten. Die beiden waren so aufgeregt. Also beugte ich mich über sie, knackte und schnurrte den Limfies eine Antwort entgegen. Ich würde ihr helfen, in dem Moment, in dem ich das mitteilte, hoffte ich bereits, dass sie sich auch helfen lassen würde.

Ich kniete mich nieder und packte ihren rechten Arm fest. Sie fing natürlich an, wie eine Wilde um sich zu schlagen, aber in dem Zustand konnte sie garantiert nichts gegen mich ausrichten.

»Hör auf!«, raunte ich sie an.

Sie schnappte nach Luft, wollte antworten, aber es kam kein Ton über ihre Lippen. Ich packte fester zu und drückte die Schulter mit dem Knie auf den Boden.

Sie schrie.

»Hör auf! Du wirst deine Kraft noch brauchen!«

Ich glaube, ich hörte mich nicht wirklich nett an, irgendwie war mir auch nicht nach 'nett' zumute.

Sie hörte auf und ich lockerte den Griff. Ich wedelte kurz mit der Hand vor ihrem Gesicht und da sie keine Reaktion zeigte, musste ich lachen. Oh, war das hässlich von mir, aber irgendwie auch nicht. Sie versuchte, wieder etwas zu sagen.

»Lass es!«, fuhr ich sie an und fügte hinzu, »Das ist der Sprung, das dauert, bis es wieder geht.« Das wird ihre Gedanken bestimmt eine Weile beschäftigen. Unterdessen sprach ich mit den Limfie ab, was ich nun tun wollte. Die beiden müssten mir ein wenig zur Hand gehen. Zzila konnte es natürlich nicht bleiben lassen, von ihrer Vorahnung zu sprechen, während Karr das Ganze für ein schlechtes Omen hielt. Darüber würden wir aber heute keine Entscheidung treffen, ich würde jetzt entscheiden, ob ich die Klaue sofort entferne oder erst später in meiner Höhle.

Ich überlegte kurz und entschied mich für jetzt. »Ich werde dir jetzt diese Klaue entfernen«, sagte ich trocken und packte ihren Kopf. Natürlich wehrte sie sich gegen meinen Griff, was es jetzt nicht gerade leicht machte. Mein Knie fixierte ja bereits ihre Schulter, also verlagerte ich noch etwas mehr Gewicht darauf. Das tat weh, das war mir klar. Sie ließ es ja auch hören. Allerdings hatte sie ihren Mund auch so schön weit offen, sodass ich ihr ein wenig meiner Egelpaste hineingeben konnte. Laut meines Vorgängers würde die Narkose etwa zwei Stunden anhalten. Ich hatte mich

bei der Zubereitung der Paste exakt an die Vorgaben gehalten. In ein paar Minuten konnte ich also loslegen.

Da sie das Zeug beinahe ausspucken wollte, musste ich ihr Mund und Nase zuhalten.

Ich bin dann aufgestanden, nachdem sie geschluckt hatte. Widerliches Zeug, ich weiß, ich habe eine niedrigere Dosis geschluckt, als ich es gegen Schmerzen getestet hatte.

Man konnte praktisch sehen, wie sich das Gift in ihrem Körper ausbreitete. Zuerst würgte sie, dann wandte sie sich vor Schmerzen, bis ihre Bewegungen immer langsamer wurden.

Sie wurde immer ruhiger, während sie die Kontrolle über ihren Körper vollständig verlor. Ich beugte mich über sie und sagte,

»Jetzt werden wir sehen, was für ein Soldat du bist.«

Den Spott konnte ich mir nicht verkneifen. Warum war mir jetzt schon klar, dass das Ganze hier noch eine große Menge an Stress bedeuten würde?

Ich packte sie fest und mit einem Ruck drückte ich die Klaue von hinten nach vorn durch die Schulter. Mit einem weiteren Ruck zog ich dieses Teil dann völlig aus der Wunde und warf es auf den Boden.

Danach entkleidete ich sie und versuchte, die Wunde zu versorgen. Es blutete stark und natürlich war ich mir nicht ganz sicher, ob die Pflanzenpaste auch bei so großen Wunden gut wirken würde. Ich brauchte eine Menge davon, bis ich dieses Loch in ihrer Schulter versorgt hatte. Nun, ich würde wohl in den nächsten Tagen neue Paste ansetzen müssen. Hoffentlich war die Jahreszeit der Pflanze noch nicht vorbei.

Nachdem ich alles sorgsam verbunden hatte, wischte ich mir den Schweiß von der Stirn und kontrollierte noch den Rest ihres Körpers. Keine weiteren Verletzungen, sollte sich also die Wunde nicht noch entzünden, so hatte das Mädels relativ gute Chancen. Ich zog sie wieder an, sammelte die Klaue ein und steckte sie in meinen Beutel. Das Ding würde bestimmt ein gutes Werkzeug geben.

Zzila und Karr schickte ich weg. Ich würde damit alleine zurechtkommen.

Bevor ich ging, blickte ich erneut auf die Steinsäule, unter der sie gelegen hatte.

Der gleiche Ort, an dem ich vor etwa zehn Jahren hier landete.

Ein Sprung durch Zeit und Raum und jetzt kam dieses Mädchen, ebenfalls ein Mensch, aus meiner Welt. Ich blickte sie an, ein Galier, zog die Nase hoch und spuckte abfällig auf den Boden. Sie war der Feind, nichts, wofür sich der Aufwand lohnte.

Ich weiß nicht, ob es diese Einsamkeit hier war oder einfach, weil die Zeit eben doch die Wunden heilt. Auch wenn mir eigentlich nicht nach Vergebung war, ich würde mich um sie kümmern. Schwierig würde es allemal werden. Sie musste erst begreifen, wo sie sich jetzt befand.

Katalis, ein Waldplanet, der eigentlich ein Paradies für Menschen wäre. Zumindest gibt es hier ausreichend Nahrung und Wasser. Wie bei jedem Paradies existiert aber ein Haken. Ich schulterte das Mädchen und wanderte zurück zu meiner Höhle.

* * *

Die junge Frau war ohne Vorwarnung auf einen fremden Planeten geschleudert worden.

Sie hatte die Augen geöffnet und versucht, sich zu bewegen. Seit ein paar Stunden lag sie hier, direkt unter der efeubewachsenen Stele.

Ein stechender Schmerz fuhr ihr durch die linke Schulter. Sie schloss die Augen und tastete vorsichtig mit der rechten Hand über das Leder ihrer Uniform. Etwas Spitzes steckte tief in der Schulter. Sie versuchte, sich zu entspannen, was war geschehen?

Zusammen mit ihrer Einheit hatte sich die Soldatin in der Wüste befunden. Sie waren in einen Hinterhalt geraten, als sie versuchten, in diesen seltsamen Steinformationen Schutz zu finden.

Es surrte in ihrem Kopf, die Schulter schmerzte stark und sie konnte sich kaum konzentrieren. Was war da noch?

Sie erinnerte sich, wie Colonel Simmons tödlich getroffen zusammenbrach.

Cynthia, ihre beste Freundin, sie hatte gesehen, wie ihr Brustkorb von etwas durchbohrt worden war.

Ein Gronk!

Der Gedanke schockierte sie, die Lafaree hatten offensichtlich einen Pakt mit ihnen geschlossen. Das war eine Katastrophe, niemand konnte gegen die Gronk etwas ausrichten. Der Krieg würde sich jetzt gegen sie wenden, die Lafaree würden siegen und die Galier auslöschen. Wie hatten sie das geschafft, bisher war es niemandem möglich gewesen, mit den Gronk eine Allianz einzugehen. Diese Wesen waren nicht kontrollierbar. Sie bewohnten die Wüsten, versteckten sich in Steinhöhlen, lebten von dem, was ihnen die Wüste bot. Diese haarigen Gestalten, mit scharfen Klauen und Zähnen, waren unzivilisiert und unzähmbar. Man erzählte grausame, blutrünstige Geschichten über sie. Einige behaupteten, sie seien gar nicht von

der Erde. Sie seien hier ausgesetzt worden, kämen von einem der blinkenden Sterne dort oben am Himmel.

Wusste das jemand? Wusste jemand, was hier draußen in der Wüste vor sich ging? War das dem Stab bekannt? Wenn nein, es musste sie jemand warnen.

Abermals öffnete die Frau die Augen, ein dichter Schleier um sie herum, sie konnte rein gar nichts erkennen. Waren das ihre Augen, oder war sie in völliger Dunkelheit? Sie versuchte, sich aufzurichten, brach den Versuch sofort ab, zu sehr schmerzte die Schulter. Ihr war schwindelig, der Kopf, nein, der ganze Körper schmerzte, als wäre sie gegen eine Wand geprallt. Sie überlegte, ja natürlich, das war sie auch, es hatte sie etwas getroffen und sie war rücklings gegen einen dieser Steine geschleudert worden.

War das jetzt wohl eine abgebrochene Klaue, die da in ihrer Schulter steckte? Sie atmete einmal tief durch, fasste an das Ding in ihrer Schulter und versuchte, es herauszuziehen. Sie bäumte sich auf, sackte wieder zurück und konnte einen Schrei nicht unterdrücken. Das, was auch immer es war, steckte zu tief, um es einfach herauszuziehen. Sie atmete schwer, leckte sich über die aufgesprungenen Lippen. Sie konnte immer noch nichts ihrer Umgebung erkennen. Entweder war es stockfinstere Nacht, oder der Aufprall an dem Stein hatte auch ihre Augen verletzt. Es war kaum etwas zu hören, oder konnte sie das auch nicht mehr?

Sie wischte sich mit der rechten Hand durch das Gesicht. Das Blut war bereits zähflüssig angetrocknet und klebte zwischen den Fingern, sie musste schon eine ganze Weile hier liegen.

Die junge Frau konnte nichts sehen und nichts hören, sie hörte nur das Surren in ihrem Kopf. Wenn sie sich noch einen kurzen Moment ausruhte, vielleicht käme dann die Kraft zurück. Sie ließ die rechte Hand neben sich in den Sand gleiten ...

Sand? Das war kein Sand, das war feucht und weich. Abermals versuchte sie, etwas zu sehen, konnte aber nichts erkennen. Sie tastete mit den Fingern über den Untergrund. Das war eindeutig kein Sand, das war Moos, feucht und weich. Sie spürte Blätter und Nadeln. Ihr letzter bewusster Aufenthaltsort war tief in der Wüste gewesen, dort hatte es weit und breit keinen Wald gegeben. Alles, was sie zum Schutz finden konnten, war doch diese seltsame Steinformation, die wie eine alte Kultstätte wirkte.

Wie um alles in der Welt kam sie in einen Wald?

Ihr Puls schoss in die Höhe, sie konnte es nicht verstehen, außer den Truppen war es gelungen, die Gronk erfolgreich zu bekämpfen. Aber warum war sie dann allein?

Da sie nicht in der Lage war, die Geräusche des Waldes wahrzunehmen, konnte sie auch nicht wissen, dass sie schon eine ganze Weile nicht mehr allein war. Zwei

katzenähnliche Wesen hatten sie schon inspiziert. Einheimische, intelligente Wesen dieses Waldplaneten. Generell recht friedliche Wesen.

Die Frau hatte die Aufmerksamkeit der beiden auf sich gezogen, seit sie versucht hatte, sich die Klaue aus der Schulter zu ziehen. Zaghafte näherten sie sich ihr, die zu diesem Zeitpunkt weder etwas hören, noch sehen konnte.

Die beiden Wesen huschten nun schon eine ganze Weile um das Mädchen herum, betrachteten sie von allen Seiten und unterhielten sich.

Eine Reihe von Zisch – Knarr – und Schnurrlauten in aufgeregter Abfolge. Das Pärchen diskutierte, was zu tun war. Die Zeit drängte, das viele Blut, der Frau ging es nicht gut und der Mann war schließlich auch genau hier aufgetaucht.

Beide zischten und diskutierten noch ein wenig, bis sich einer aufmachte, um den Mann zu holen.

Währenddessen gingen der Soldatin tausend Gedanken durch den Kopf. Sie lag mit offenen Augen auf dem Rücken. Sie wollte warten, bis sie sich etwas besser fühlte.

Die junge Frau konnte sich das alles nicht erklären, wie kam sie in diesen Wald und vor allem, warum war sie allein? Immer wieder kreisten die Gedanken um die Tatsache, dass sie sich nicht mehr in der Wüste befand. Ein Gefühl, das einen wahn-sinnig machen konnte.

Mit der Zeit wurde das Surren in ihrem Kopf leiser und die Geräusche des Waldes drangen sukzessiv zu ihr durch. Hoffnung keimte in ihr auf, wenn sie wieder etwas hören konnte, konnte sie vielleicht auch bald wieder etwas sehen. Sie lauschte eine ganze Weile den Geräuschen, die natürlich sehr unheimlich erschienen, vor allem da sie kaum Licht und Schatten unterscheiden konnte. Dann hörte sie es laut knacken, als ob jemand auf einen Ast gestiegen war.

Der Blutdruck stieg augenblicklich, die Atemfrequenz steigerte sich. Das Mädchen suchte mit den Augen etwas und konnte doch nichts sehen, sie grub die Finger der rechten Hand in das Moos, mit der linken konnte sie sich nicht bewegen. Ihr Herz raste, der Mund wurde trocken. Was auch immer da jetzt auf sie zukam, sie war nicht in der Lage sich zu wehren. Beinahe wünschte sie sich, dass sie immer noch nichts hören könnte.

Es raschelte und knackte nun direkt neben ihr. Sie hatte das Gefühl, als beuge sich jemand über sie und daraufhin spannte sie jeden Muskel in ihrem Körper. Die Schulter tat ihr weh, aber sie würde sich sicherlich nicht ohne Gegenwehr töten lassen.

Dann hörte sie eine Stimme, die seltsame, knackende, knurrende und zischende Laute von sich gab. Das Zischen und Schnarren auf der anderen Seite reagierte.

Jemand kniete neben ihr nieder und wartete einen Moment, bevor er ihren rechten Arm fest packte und auf den Boden drückte. Sie fing an, wie wild, um sich zu schlagen, mit wenig Erfolg.

Er sprach mit ihr und lachte sie aus.

Sein Lachen verwirrte die junge Frau und sie versuchte zu sprechen.

»Lass es!«, fuhr er sie an, »Das ist der Sprung, das dauert, bis es wieder geht.« Was? Was für ein Sprung? Das Mädchen war jetzt völlig verwirrt, was ging hier vor? Diese elende Angst wollte nicht weichen. Sie hörte ihn abermals zischen, knurren und knacken und wieder schien ihm etwas zu antworten.

Mit seinem Knie drückte er ihre rechte Schulter fest zu Boden, woraufhin sie einen Schmerzschrei ausstieß. Er nutzte die Gelegenheit und flößte ihr etwas ein, wechselte blitzschnell seine Hand und hielt Mund und Nase zu, bis sie schluckte, dann ließ er locker und stand auf.

Die junge Frau hatte einen abscheulich bitteren Geschmack im Mund, sie hustete und würgte, gleichzeitig krümmte sie sich vor Schmerzen.

Vom Mund heraus breitete sich ein schreckliches Gefühl aus. Wie eine Welle verteilte sich das Gift und betäubte ihre Nerven rasend schnell.

Was hatte er ihr gegeben?

Sie spürte, wie es langsam auf den ganzen Körper betraf, wie es sich immer mehr ausbreitete.

Während sie immer ruhiger wurde, verlor sie die Kontrolle über ihren Körper.

Ein Betäubungsmittel. Sie sollte möglichst wenig Schmerzen haben, dennoch war sie bei Bewusstsein.

Nach einer Weile beugte er sich über sie, sie spürte seinen Atem in ihrem Gesicht, unfähig sich zu bewegen. Sie hörte, wie er spöttisch sagte,

»Jetzt werden wir sehen, was für ein Soldat du bist.«

Danach hatte er sie gepackt. Sie spürte noch, wie er mit einem Ruck die Klaue in ihrer Schulter bewegte und dann verlor sie das Bewusstsein.

* * *

Zzila hatte sie entdeckt. Das kleine Limfiweibchen war den Menschen sehr wohlgesonnen, was für ihren Partner leider nicht zutraf. Karr mochte den Menschen nicht und zeigte das immer wieder offen und ohne Scheu. Er hatte schon einmal schlechte Erfahrungen mit einem Menschen gemacht. Dem Mann, der früher in der Höhle wohnte, der hatte ihn gejagt und wollte ihn wohl essen. Menschen waren primitive

Geister, sie gierten nach Waffen aus Stahl, um sich letztlich gegenseitig zu töten. Warum sollte man also diesem Menschen hier helfen?

Das Wesen war verletzt und die Natur würde schon dafür Sorge tragen, dass die Bestandteile nicht ungenutzt vergehen. Zzila war da anderer Ansicht. Sie dachte zwar auch, dass die Menschen nicht wirklich intelligente Wesen waren. Zu viel Hass herrschte unter ihnen und das war alles andere als zivilisiert. Das Limfiweibchen sah das Erscheinen des Mannes aber als Zeichen. Ihre Großmutter hatte ihr davon berichtet, dass es in ihrer Kindheit Menschen gab. Gute Menschen, die versuchten etwas Vernünftiges hier aufzubauen und leider scheiterten. Sie hatte erzählt, sie seien wieder gegangen und hätten vorhergesagt, dass eines Tages wieder Menschen kommen würden. Mit guten Absichten, wichtig für den Planeten. Wobei Zzila zugeben musste, dass Markus sich in vielen Dingen einfach völlig idiotisch benahm. Sie glaubte an das Gute im Menschen, also setzte sie sich auch für dieses Wesen ein. Als an diesem Tag nun die Frau erschien, war das für Zzila ein gutes Zeichen. Bald würden wieder Menschen auf Katalis leben. Hoffentlich friedlich.

Unterschlupf

Ich musste nicht weit gehen, wobei ich dieses Fliegengewicht wahrscheinlich noch einige Kilometer weiter hätte tragen können.

Warum schickte man solch ein zartes Wesen an die Front?

Das konnten tatsächlich nur Galier, die schickten auch Kinder in den Krieg.

Die Lafaree hatten natürlich auch Frauen in ihren Truppen, aber nicht so zarte, zerbrechliche Wesen. Ich würde aber noch merken, wie sehr ich mich in dieser Annahme täuschte. Das Mädchen war wehrhaft wie eine Katze.

Eine Sache hatte sich jetzt bewahrheitet. Auf gar keinen Fall würde ich so enden, wie mein Vorgänger. Sollten sich etwa noch mehr Gegebenheiten bewahrheiten? Diese wichtige 'Sache' von der Zzila immer sprach, vielleicht?

An meinem Unterschlupf angekommen, legte ich sie vorsichtig auf den Boden. Der Efeu verbarg zwar recht gut meinen Eingang, dennoch hatte ich Schilf zu großen Matten geflochten, um den Durchgang fester zu verschließen. Ich hatte mich ja damit abgefunden, meinen Lebensabend hier zu verbringen, also wollte ich für mich die größtmögliche Sicherheit. Ich weiß nicht, womit ich rechnete, oder wer mich hier unangekündigt besuchen sollte. In zehn Wintern war es nicht geschehen. Aber egal, ich hatte so das Gefühl, in einem Haus zu leben und nicht in einer Höhle, wie ein Urmensch. Allerdings fühlte ich mich manchmal so. Wie ein Höhlenmensch, so all ohne den Stahl.

Nein, es gab keine Erze hier. Zumindest nicht oberflächlich, vielleicht konnte man sie tief im Fels finden, aber selbst dann gab es ja keine Möglichkeit, das Feuer so heiß zu schüren, dass es diese Erze auch schmelzen könnte. Das fehlte hier, allerdings gab es genug zu essen und meine Fähigkeiten in der Jagd sorgten dafür, dass ich auch regelmäßig etwas Fleisch auf dem Tisch hatte.

Ich hob sie an und trug sie über die Schwelle und genau so fühlte sich das an.

Ich wollte nicht, dass sich das so anfühlte. Sie war nicht meine Frau!

Diese verdammte Einsamkeit machte mir gerade einen gewaltigen Strich durch meine Rechnung. Alles, was ich mir auf dem Weg hierher vorgenommen hatte, war dahin. Ich versuchte, dieses Gefühl abzuschütteln.

Ich wollte sie auf keinen Fall als etwas anderes sehen, als das, was sie war. Eine galische Frau, die durch Zufall hier gelandet war. Das wollte ich mir einreden und ich wollte mir unbedingt einreden, dass sich da auf gar keinen Fall etwas anderes entwickeln würde, als eine Art Duldung.

Gut, zu Beginn würde sie selbst dafür Sorge tragen, dass ich mich erst einmal nicht anfreundete. Wie zuvor erwähnt, es war mir noch nicht nach Vergebung.

Sie würde ohnehin noch für ein wenig Aufregung sorgen und bis dahin sollte ich es genießen, dass sie schlief.

Ein Lafaree und ein Galier

Wie schnell würde sie begreifen, dass dies hier überhaupt keine Rolle spielte? Wie schnell würde ich selbst akzeptieren, dass dies gar keine Rolle spielen darf?

Vorsichtig legte ich sie auf meinen Schlafplatz. Ich befreite sie von ihrer Uniform und positionierte sie so, dass sie bequem lag. Unter den verletzten Arm legte ich ein zusammengerolltes Fell, um Schmerzen zu vermeiden. Ich deckte sie zu und machte mich daran, meine Öllampe zu entzünden. Danach entfachte ich mein Feuer und setzte den Tontopf auf die Flammen. Ich füllte Wasser hinein und zerhackte etwas Gemüse. Die Knochen meines letzten Mahls, gab ich ebenfalls hinein, etwas Salz und ein paar Kräuter. Kurz darauf fing das Wasser an zu kochen und nach und nach durchflutete der würzige, angenehme Geruch der Suppe die Höhle. Das konnte einem das Wasser im Mund zusammenlaufen lassen. Ja, ich hatte hier einiges gefunden, um mein Leben angenehmer zu machen. Allerdings hätte ich mich weitaus schwerer getan, hätte ich nicht die wertvollen Hinweise meines Vorgängers gefunden. Auch die Limfies waren sehr hilfreich, vor allem, was Obst und Gemüse anging.

Das Mädchen würde noch viel Kraft brauchen, bis diese Wunde zugeheilt war. Ich hoffte, sie würde wenigstens so lange schlafen, bis die Nebenwirkungen des Sprungs verschwanden. Nicht mal meinem größten Feind wünschte ich das Gefühl, dass ich hatte, als ich feststellte, dass ich alleine bin. Also würde ich jetzt nicht gehen, ich würde warten, bis sie zu sich kam.

Ich setzte mich auf meinen Stuhl, holte die Klaue aus dem Beutel und betrachtete sie. Das würde eine gute Waffe geben, damit würde sich bestimmt gut jagen lassen.

Es dauerte mehrere Stunden, bis die Kleine wieder zu sich kam. Ich hatte unterdessen die Klaue mit meinen Steinen bearbeitet und die kräftigende Brühe kochte ebenfalls vor sich hin.

Ich malte mir in den verschiedensten Konstellationen aus, wie sie wohl reagieren wird, wenn sie mich zum ersten Mal sieht. Meine Herkunft wollte ich nicht verbergen. Ich war nun mal ein Lafaree, sogar ein von Lork. Der Sohn des Lafaree, dem es gelungen war, die Stämme zu vereinen. Meinem Vater gehörten die Wiesen, die Felder und die Wälder des Lork, so nannte man das Land, auf dem mein Stamm lebte. Fruchtbar und natürlich sehr begehrenswert für die Galier. Diese Edelleute waren so arrogant, sie unterhielten Bedienstete, die ihnen die Arbeit abnahmen. Ihre Untertanen wurden eher wie Sklaven behandelt und nicht wie die Bürger eines Volkes. Bei dem Gedanken musste ich meinen Kopf schütteln.

Ich dachte daran, dass wir uns ja auch optisch von den Edelleuten unterschieden.

Die Lafaree waren gebildete Menschen. Dennoch bestellten sie ihre Felder selbst, sammelten die Früchte des Waldes und gingen auf die Jagd. Die Männer und Frauen kümmerten sich gemeinsam um Haus und Hof. Frauen durften alles werden, was sie wollten, da wurden ihnen keine Grenzen gesetzt. Mit sechzehn durchliefen alle Kinder ihr Initiationsritual, in dem sich alle ihre Bestimmung suchten. Jeder meisterte seine Herausforderung und erhielt als Belohnung sein Tattoo. Wir Lafaree waren stolze Menschen, hart im Nehmen, raue Schale, weicher Kern und das trugen wir nach außen.

Als Mann war man bärtig, tätowiert, trug einen Irokesen und Zöpfe, die gerne mit diversen Metallen verziert wurden. Dazu dann eine lederne Montur mit Fell, schwere Stiefel und meist auch hier Metall zur Zierde. Lafaree-Frauen waren natürlich etwas feiner gekleidet, sie hatten keinen Irokesen, aber durchaus sehr gepflegte Haare mit Zöpfen und Knoten. Ihre Körper trugen ebenfalls einige Tätowierungen, jede einzelne davon mit einem besonderen Hintergrund.

Mein Vater hatte die Stämme vereint. Das Buschvolk der Ugwadule, das Waldvolk von Vildskov, das Bergvolk von Harmaapatra, und mit den Ebenen von Lork waren das die vier Hauptstämme der Lafaree.

Über die Galier wusste ich nur, dass sie in einer monarchistischen Struktur lebten. In ihren Städten gab es zwei Schichten von Menschen, die Reichen und die Armen. Die Armen waren hauptsächlich Bauern und Bedienstete, die gnadenlos ausgebeutet wurden.

Mein Wissen über deren Lebensweisen oder gesellschaftliche Strukturen war somit erschöpft. Ich wusste tatsächlich nicht viel über meinen Feind.

Während ich mir also meine Gedanken machte und an der Klaue herum schnitzte, schlief das Mädchen tief und fest.

Zweimal prüfte ich, ob sie überhaupt noch atmete, denn sie bewegte sich überhaupt nicht.

Meine Kleidung hatte nach all den Jahren nicht mehr viel mit der traditionellen Kleidung eines Lafaree zu tun. Ich nutzte Flachs, dem ich, auf einem Stein, die Samen abschlug und ihn danach in Wasser einlegte. Nach dem Trocknen zog ich die Fasern so lange über ein Holz, bis sich eine weiche Faser daraus ergab. Ich verspann mit einem kleinen Stein und einem Ast die Fasern zu einer einigermaßen gleichmäßigen Schnur und verwebte diese dann zu einem Stoff. Mit einem gespaltenen langen Dorn gelang es mir dann, Stoffstücke daraus zu fertigen, um Hemden und Hosen daraus zu nähen. Einige Felle meiner Beutetiere, nicht alle, behandelte ich, indem ich sie in einem Aschebad von Haaren und dem Fett befreite. Danach wusch ich es gründlich aus, ließ es trocknen und klopfte es langwierig, damit ich es später, mit Lederbändern verknüpft, tragen konnte. Neben meinem Wurfspeer hatte ich mir Pfeil und Bogen gebaut. Alles aus Holz, die Sehne aus Darm, damit konnte ich gut jagen gehen. Zu Essen gab es hier genug, der Wald strotzte nur so von Essbarem, wilde Gemüse, Obst und natürlich Wild. Eigentlich genau wie in der Heimat, es hatte nur eine Ewigkeit gedauert, bis ich herausgefunden hatte, was davon genießbar war und was nicht.

Es dämmerte bereits, als sich das Mädchen zum ersten Mal bewegte. Als ihre Bewegungen immer häufiger wurden, stand ich auf, füllte eine Schale mit Suppe, legte den Löffel hinein und stellte sie auf den Boden vor dem Bett. Es war besser, sie würde mich erst von der Ferne sehen. Es würde ohnehin eskalieren und ich wollte nicht gleich wieder grob werden, wobei ich befürchtete, dass ich das erneut werden müsste.

Ich beobachtete sie. Bestimmt hatte sie noch den widerlich bitteren Geschmack im Mund. Wahrscheinlich denkt sie, sie sei in ihrem Bett. Das hatte ich ja auch gedacht.

Ich konnte an ihren Bewegungen abschätzen, was da gerade in ihrem Kopf vorging. Sie überlegte wahrscheinlich, ob sie in Feindeshand war oder bei einem Freund. Beides nicht ganz falsch - ich musste schmunzeln.

Nun, wenn sie nicht dumm war, dann sollte sie mittlerweile bemerkt haben, dass ihre Wunde ordentlich versorgt worden war. Welcher Feind würde so etwas tun?

Komm schon Mädchen, sieh mich an ...

In dem Moment drehte sie sich zu mir.

Sie zog die Beine an, setzte sich abrupt auf und rutschte mit dem Rücken zur Wand. Sie hatte mich offensichtlich erkannt und offensichtlich hatte sie sich auch schon wieder selbst wehgetan. Armes Ding, wie furchterregend musste ich doch wirken, sodass sie mich wie paralysiert anstarrte.

Unweigerlich musste ich lachen. Ich richtete mich dabei auf, was zur Folge hatte, dass die Kleine sich noch mehr zusammenkauerte und vor Schmerz stöhnte. Ich holte tief Luft und konnte mir den zynischen Unterton nicht verkneifen, als ich sagte: »Die Begrüßung habe ich mir tatsächlich freudiger vorgestellt.«

Wie gerne hätte ich jetzt in ihre Gedanken sehen wollen, sie zog jedenfalls das Fell dicht an sich und fragte,

»Was willst du?«, und fügte ein, »Wo bin ich? Was mach' ich hier?«, gleich hinzu.

Ich achtete darauf, mich nicht zu sehr zu bewegen, denn ich wollte ihr nicht noch mehr Angst machen. »Ich will gar nix, du bist in meinem Haus, du ruhst dich aus«, antwortete ich kurz und bündig.

»Willst du mich verarschen?«, schmetterte sie mir mutig entgegen.

»Nein, wie kommst du darauf?« Ich versuchte, so ruhig wie möglich zu bleiben. Keine Panik, sie war immerhin verletzt.

»Ich war in einem Hinterhalt, das wart ihr, ihr habt die Gronk auf uns gehetzt«, sprudelte nur so aus ihr heraus.

Ich rutschte mit dem Stuhl ein wenig herum, um ihr direkt gegenüber zu sein, beugte mich leicht nach vorn, stützte die Ellenbogen auf die Knie, wischte mir über die Mundwinkel und sagte, »Erstens weiß ich nicht, was ein Gronk ist und zweitens war ich seit gut zehn Jahren nicht mehr im Krieg.«

»Du lügst!«, platzte es aus ihr heraus.

»Warum sollte ich das tun?«, fragte ich sie.

»Weil du ein Lafaree bist!«, schrie sie.

»Ach ...«, ich musste unweigerlich laut lachen, »... das reicht also, um ein Lügner zu sein.«

»Du willst mich nur durcheinander bringen, damit ich einen Fehler mache!«, schmollte sie jetzt.

Irgendwie fing sie gerade an, sich irgendetwas zu konstruieren. Vielleicht, weil nicht sein konnte, was nicht sein darf?

»Überleg doch mal«, ich griff nach der Klaue, zeigte sie ihr und fuhr fort, »hätte ich dir wirklich diese Klaue aus der Schulter geholt, wenn ich dich töten wollte?«

Jetzt hatte es ihr die Sprache verschlagen. Ich nutzte die Sprachlosigkeit, deutete auf die noch dampfende Suppe und sagte mit Nachdruck: »Iss!«

Ich beobachtete, wie sie auf die dampfende Schüssel schielte. Sie musste Hunger und Durst haben. Ich sah, wie sie an den Rand des Bettes rutschte und in dem Moment, als sie sich hinunterbeugte, fiel ihr offensichtlich auf, dass ich sie entkleidet hatte. Ich hatte das tatsächlich nicht bedacht, denn ich wollte es ihr eigentlich nur bequem machen. Die schwere Soldatenmontur war einfach nichts für einen geschwächten Körper.

»So ist das also, ich bin deine Beute«, sagte sie trocken.

Da sie mich eingehend ansah, vermute ich, dass sie versuchte, meinen Gesichtsausdruck zu erfassen. Ich lehnte mich zurück, strich mir mit beiden Händen durch das Gesicht, atmete einmal tief ein und antwortete: »Ich wusste ja, dass das nicht so einfach wird, aber ...«

»Was aber? Ich bin doch nicht blöd oder welchen anderen Grund sollte es haben, dass ich noch am Leben bin!«, fiel sie mir ins Wort.

Kopfschüttelnd sagte ich ernst: »Iss, es wird sonst kalt«, und nach einer kurzen Pause fragte ich, »Wie ist dein Name?«

Erneut beugte sie sich nach vorn, um nach der Suppe zu greifen, zuckte stöhnend zurück. Ich fragte: »Soll ich sie dir reichen?«

»Nein, bleib, wo du bist und mein Name ist Leila«, fauchte sie zurück.

Mit der Andeutung einer Verbeugung sagte ich grinsend,

»Es ist mir ein Vergnügen, MyLady. Sie können mich Markus nennen.«

Leila betrachtete mich skeptisch, fischte nach der Schüssel, angelte sie sich nach oben und begann zu löffeln. Sie wagte es nicht, einen Blick von mir zu nehmen, so fest schien sie davon überzeugt, dass ich ihr jeden Moment an den Pelz gehen würde.

Eilig löffelte sie die Gemüsestücke heraus und trank direkt aus der Schüssel.

Irgendwie konnte ich meine Blicke nicht von ihr lassen.

Als ich aufstand und zur Feuerstelle ging, keifte sie: »Komm mir ja nicht zu nahe!« Jetzt musste ich mich am Riemen reißen, das ging mir auf die Nerven. Noch ein wenig mehr und ich könnte sie möglicherweise packen. Ich versuchte, so gelassen wie möglich zu wirken. Als ich mir selbst einen Becher mit Suppe füllte, wandte ich mich kurz ihr zu und fragte: »Noch was?«

»Geh weg!«, fauchte sie nur.

Als ich mich wieder setzte und meine Suppe aus dem Becher trank, wurde ich von ihr misstrauisch beobachtet. Ihre Augen funktionierten offensichtlich wieder einwandfrei, denn kurz, nachdem ich das gedacht hatte, muss sie meine Tätowierungen entdeckt haben. Der Gesichtsausdruck war einfach nicht anders zu deuten. Sie hatte gerade begriffen, dass ich kein No-Name war und natürlich würde sie denken, dass sie mir ausgeliefert sein musste. Ich war nun mal ein Offizier der gegnerischen Armee. Im Nachhinein kann ich wirklich nicht sagen, was genau dazu führte, dass sie ausrastete, ich kann nur sagen, dass ich nicht mal mehr zu Wort kam. Zuerst stellte ich meinen Becher auf den Tisch und blickte sie an. Sie erwiderte den Blick, aber wenn der töten könnte, wow.

Wie sollte ich ihr am verständlichsten erklären, was hier eigentlich los war und wo sie sich tatsächlich befand. Just in dem Moment, in dem ich ansetzen wollte, fing sie wieder mit der Beutetheorie an. Sie steigerte sich bereits hinein. Ich hatte noch nie ein Talent darin, Dinge zu erklären und genau deswegen gelang es mir auch nicht, ihr diesen Zahn zu ziehen. Bemerkenswert hart im Nehmen war sie, das musste ich neidlos anerkennen. Erst eine Reise durch ein interstellares Portal und das mit durchbohrter Schulter, und jetzt sie kämpfte wie eine Löwin. Wie sollte ich sie jetzt wieder herunterholen, sie fing an, sich da in etwas hineinzusteigern und als ich abermals aufstand, wirkte sie bereits hysterisch.

Da platzte mir der Kragen.

Ich wirbelte herum, war schneller neben ihr, als ihr lieb war, packte sie am Hals, riss sie auf die Füße und drückte sie gegen die Wand. Mit voller Absicht ließ ich sie meinen ganzen Körper spüren und drückte meine Wange gegen ihre. Sie konnte sich keinen Millimeter bewegen, geschweige denn sprechen, denn meine eine Hand drückte fest auf ihren Kehlkopf. Ruhig, mit meiner tiefsten, rauesten Stimme flüsterte ich ihr ins Ohr.

»Oh ja, ich könnte eine ganze Menge, jetzt und jederzeit. Ich habe dir das Leben gerettet, du schuldest mir was.«

Mein Griff war grob und fest.

»Dankbarkeit wäre angebracht«, zischte ich ihr noch ins Ohr und ließ sie los. Ich ging einen Schritt zurück und brüllte sie an, »Oh ja, ich bin ein Mann und ich hatte lange keine Frau«, blickte ihr wütend ins Gesicht, als ich etwas leiser hinzufügte, »Ich bin aber kein Schwein!«

Mit diesen Worten packte ich meine Jacke, griff meinen Bogen und meinen Speer und bevor ich die Höhle verließ, befahl ich: »Schlaf, ruh dich aus. Ich werde dir morgen erklären, worum es hier geht.«

Danach überließ ich sie ihren Gedanken und folgte meinen, hinaus an die frische Luft, meinen Ärger vergessen. Was bildete sich dieses Weib ein? So ging man mit mir nicht um, schließlich hatte ich ihr nichts getan.

Ich wusste nicht, dass ich sie völlig verwirrt hinterließ. Wir wussten beide praktisch nichts von dem anderen und sie war mir tatsächlich völlig ausgeliefert. War das nun gut so? War das gewollt?

Ich musste begreifen, dass ich durch mein Auftreten ihre Reaktionen verursachte. Mir musste etwas einfallen, einen Vertrag schließen?

Was sollte dieser beinhalten?

Waffenstillstand?

Zum allerersten Mal war ich wirklich froh, dass es auf Katalis kein Metall gab. Wie leicht hätten wir uns gegenseitig aufgeschlitzt. Im Kampf, im Schlaf oder bei sonstigen Gelegenheiten. Vergebung - dabei hatte ich immer noch so gar keine Lust darauf. Ja, genau meine Wut war mir sehr ans Herz gewachsen, aber es war ungerrecht, es an ihr auszulassen. Wenn ich mich nicht verschätzte, war dieses junge Ding gerade mal ein Teenager, als Anna starb. Wie konnte ich sie für etwas verantwortlich machen, was ihre Vorfahren getan hatten?

Wir beide mussten diesen Krieg beenden, hier und jetzt. Sie war auf mich angewiesen und ich musste jetzt endlich auch mal ehrlich zu mir sein. Ich genoss diese Abwechslung, auch wenn es erst nur der Streit war. Ich hatte einen Menschen um mich. Aber wie brachte ich sie jetzt dazu, mir zuzuhören?

* * *

Markus hatte die junge Frau völlig verwirrt zurückgelassen. Sie hatte die ganze Situation falsch gedeutet. Nach dem Aufwachen fühlte sie sich noch so wohl, so behütet und aufgehoben. Es war warm. Sie war sorgfältig zugedeckt worden und die Schulter hatte man auch ordentlich versorgt. Erst als sie sah, mit wem sie es zu tun hatte, bekam sie Angst. Als sie dann feststellte, dass er sie entkleidet hatte und sie offensichtlich in seinem Bett lag, zählte sie eins und eins zusammen.

Dann bemerkte sie dieses Dornentribal. Sie hatten ihnen in der Ausbildung erklärt, wie diese zu lesen waren. Lafaree, bei denen die Dornen bereits zum Kopf gereichten, waren die schlimmsten Mörder. Jeder Dorn ein Sieg, jeder Dorn ein getöteter Galier. Sie schmückten sich mit ihren Gräueltaten und es war ja auch bekannt, dass sie vor Frauen und Kindern keinen Halt machten.

Die Situation, in der Leila steckte, konnte für sie gar nichts anderes bedeuten. Sie waren in der Wüste besiegt worden und nachdem der Gronk sie nicht umgebracht hatte, wurde sie von diesem Lafaree verschleppt, in diesen Wald gebracht und nun

müsste sie ihm gefügig sein. Das wollte sie nicht. Das war einfach unvorstellbar. Auf keinen Fall, nicht mit so einem ungehobelten Klotz. Nein, niemals, auf keinen Fall.

Und ja, Leila steigerte sich da in etwas hinein. Als er sie abermals packte, seine Macht über sie eindrucksvoll demonstrierte, fühlte sie sich in der Annahme bestätigt.

Sie rechnete bereits mit dem Schlimmsten. Dachte, er würde sich sofort über sie hermachen und sie danach töten, würde sie sich jetzt wehren. Überraschenderweise ließ er sie einfach los. Damit hatte sie am allerwenigsten gerechnet. Das brachte das Chaos in ihrem Kopf erst recht durcheinander. Was sollte sie jetzt davon halten. War es nun, wie sie dachte oder wollte er etwas ganz anderes?

Seine Worte hallten in ihren Ohren. »Oh ja, ich bin ein Mann und ich hatte lange keine Frau - ich bin aber kein Schwein!«

Er hatte sie so fest gepackt und so angebrüllt, sodass ihr das durch Mark und Bein fuhr. Und jetzt saß sie heulend auf dem Bett und er war weg. Er hatte ihr befohlen, zu schlafen, und er würde ihr morgen alles erklären. Was wollte er ihr erklären? Sie fühlte sich so ausgeliefert und so unendlich alleine. Sie rollte sich zusammen und versteckte sich unter dem Fell.

Vorsichtig, sodass die Schulter nicht schmerzte, wiegte sie sich in den Schlaf. Viele Tränen rannen ihr über die Wangen. Sie haderte mit ihrem Schicksal. Dennoch wünschte sie sich, dass sie das alles überleben würde. Sie wollte noch nicht sterben, nicht heute und auch nicht morgen.

* * *

Katalis

Für den Moment hatte ich sie also ihren Gedanken überlassen. Ich hoffte, sie würde begreifen, dass ich ihr nichts getan hatte. Im Gegenteil, ich hatte die Klaue entfernt, die Wunde gesäubert und versorgt. Zudem lag sie gerade in meinem Bett und ich hatte sie soeben weder verprügelt noch anders misshandelt. Ich wollte, dass ihr das durch den Kopf ging. Ich würde sie nicht anfassen, dessen war ich mir schon sicher.

Wobei man ja solche Vorsätze eigentlich gar nicht fassen sollte. Vor allem, wenn man alleine mit einer hübschen Frau auf einem Waldplaneten war. Ich atmete einmal tief durch, meine Gefühle gingen offensichtlich gerade mit mir durch. Daran durfte ich in diesem Moment noch gar nicht denken. Ich würde sie nicht anfassen. Das machte ich mir immer wieder klar.

Ich hoffte, sie würde die Zeit nutzen, um sich auszuruhen, nachzudenken, zur Besinnung zu kommen. Wir befanden uns in einer vertrackten Situation. Tatsächlich war

sie noch gar nicht in der Lage, das Ausmaß dieser Misere zu erfassen. Leila, ein hübscher Name für eine hübsche Frau. Ihre braunen, glatten Haare hatte sie zu einem Zopf geflochten. Das Gummiband hatte den Sprung überlebt, allerdings war sie mittlerweile so zerzaust, als käme sie aus einem anstrengenden Zweikampf. Sie war schlank, sehr schlank, was ihr Becken und ihre Brust ebenfalls betraf. Ich lächelte, als ich feststellte, dass ich mir darüber Gedanken machte. Vielleicht schätzte ich sie genau deswegen jünger ein, als sie war. Sie hatte eben immer noch etwas Kindliches an sich. Ansonsten war sie mit ihren zweifarbigen Augen, die vor lauter Hass richtig hell funkeln konnten, hübsch anzusehen.

Ich schüttelte mich kurz, meine Gedanken mussten sich wieder beruhigen. Ich stand vor der schier unlösbaren Aufgabe, ihr zu erklären, wo wir uns befanden.

Im Mondschein begab ich mich nochmals zu der Steininformation. Vielleicht war noch etwas zu finden, vielleicht hatte sie irgendeinen Hinweis mitgebracht und er war mir nur noch nicht aufgefallen. Vielleicht brachten die Steine die zündende Idee, wie ich das jetzt anstellen sollte.

Ich blickte nach oben, das fahle Licht des kleinen Mondes, zusammen mit dem Gasriesen, schien durch die Baumkronen und erhellte mir den Weg. An dem Tag meiner Ankunft standen die Planeten in der gleichen Konstellation. Sollte das vielleicht etwas bedeuten? Nein, jedes Jahr um diese Zeit standen die Planeten in dieser Konstellation und nie war etwas passiert. Ich stand direkt unter der großen Stele, unter der Leila heute Morgen gelegen hatte. Ich blickte an ihr herauf,

»Was für ein Geheimnis hältst du für mich bereit?«, fragte ich laut und berührte den Stein.

Ich spürte die Vibrationen wie ein angenehmes Kribbeln an der Handfläche. Je länger meine Hand auf dem Stein verweilte, desto intensiver spürte ich, wie sich die Vibration im ganzen Körper fortsetzen. War sie stärker als sonst, oder bildete ich mir das nur ein? Ich drückte die Hand fester dagegen und schloss die Augen. Vielleicht konnte ich fühlen, was auf der anderen Seite geschah, aber es passierte nichts anderes als sonst. Ich wünschte mir so sehr, hindurch gehen zu können, zurück nach Hause. Ich musste wieder an meinen ersten Tag hier denken und ich dachte an meine Angst. Jetzt hatte ich auch etwas Mitleid mit Leila. Sie musste ebenfalls Angst gehabt haben und jetzt hatte sie auch noch Angst vor mir. Ich war ihr körperlich deutlich überlegen und sie hatte recht, wenn ich wollte, könnte ich mir jederzeit alles nehmen, was mir in den Sinn kam.

Ich überlegte, was ich damals getan hatte, nachdem ich sehen konnte, wo ich war. Richtig, ich war nach einem kleinen Irrweg, bergan gegangen, um mir einen Über-

blick zu verschaffen. Von wo konnte man sich einen besseren Überblick verschaffen als von oben.

Jetzt hatte ich die Antwort auf die schwierige Frage, wie ich Leila begreiflich machen konnte, wo sie sich befand. Dort hatte ich schließlich begriffen, dass ich mich keinesfalls noch auf der Erde befinden konnte. Ich würde sie mit der Morgendämmerung mit hinauf auf den Berg nehmen. Wenn sie das sehen würde, würde sie hoffentlich begreifen, in welcher aussichtslosen Situation wir uns beide befanden. Dann würde sie mir hoffentlich auch zuhören und verstehen, dass wir miteinander auskommen müssen. Es bleibt uns doch nichts anderes übrig, wir haben keine Wahl. Wir können hier nicht mehr weg, außer ein überirdisches Wesen würde uns wieder nach Hause lassen.

Ich konnte nicht wissen, wie sehr unsere beiden Kulturen noch aufeinanderstoßen würden. Auch ich musste lernen, dass wir beide eine Vergangenheit hatten, die wir erst hinter uns lassen mussten. Ich konnte nicht wissen, was diese junge Frau in ihrem kurzen Leben schon ertragen musste. Als ich mich auf den Rückweg machte, ging mir noch durch den Kopf, dass so ein Marsch möglicherweise zu anstrengend für sie werden könnte. Ich verwarf den Gedanken. Sie war ein zähes kleines Biest und ich war mir schon sicher, dass sie völlig genesen nicht so leicht zu kontrollieren wäre.

Zurück in der Höhle, sah ich, dass sie sich unter dem großen Fell zusammengerollt hatte und schlief.

Ich kramte ein paar Felle zusammen und richtete mir ein Lager auf dem Boden. So leise wie möglich legte ich noch etwas Holz nach und löschte die Lampe. Ich entkleidete mich und legte mich zum Schlafen.

Früher als geplant wachte ich wieder auf. Es war einfach zu unbequem, hier auf dem Boden. Mühsam rappelte ich mich auf und lächelte, du wirst alt mein Freund, dachte ich und streckte mich. Ich schlüpfte in meine Hose, legte einen Holzscheit in die Glut und verließ die Höhle auf ein Bad im Quellteich.

Als ich zurückkam, weckte ich Leila.

»Steh auf, wir gehen«, sagte ich kühl.

Sie schreckte hoch, brauchte offensichtlich ein paar Minuten, um zu realisieren, wo sie sich befand.

Ich hatte mich gerade mit nacktem Oberkörper herunter gebeugt, um meine Stiefel zu schnüren, als ich spürte, dass sie mich anstarrte. Ich richtete mich auf und blickte sie an. Ihr Mund stand offen, sie sagte keinen Ton.

»Ist was?«, fragte ich schroff.

»Wow«, entwich es ihr.

»Was, wow?«, hakte ich nach.

»Nichts, ich dachte nur ...«, begann sie und brach ab.

»Was, wir haben keine Zeit, mach schon, wir müssen los!«, entgegnete ich möglichst emotionslos. Ich hatte gesehen, dass sie mich angestarrt hatte und ich war mir jetzt nicht ganz sicher, ob es meine Tattoos waren, die sie irritiert hatten, oder mein Körperbau.

»Wo gehen wir hin?«, fragte sie.

»Du möchtest doch wissen, was hier los ist. Ich kann es dir nicht erklären, also zeige ich es dir«, antwortete ich und fügte hinzu, »Zieh dich an, wenn die Sonne aufgeht, wird es heiß und der Weg ist lang und steinig.« Mit diesen Worten legte ich ihre Sachen auf das Bett.

Ich werde mit ihr reden müssen, dachte ich, der Boden ist auf Dauer zu hart.

Ich hatte das Gefühl, sie wollte mich etwas fragen, aber sie schwieg. Um sie nicht in Verlegenheit zu bringen, wandte ich mich ab, während sie sich anzog. Als sie fertig schien, drehte ich mich zu ihr und kontrollierte mögliche Schwachstellen. Ihre Hosen schlossen unten nicht richtig ab. Das war gefährlich, nicht nur wegen der Egel. Ameisen und andere Krabbeltiere konnten auch leicht die Beine hinaufklettern. Auch wenn deren Bisse nicht ganz so extrem waren wie die von einem Egel, so waren sie dennoch sehr unangenehm. Ich ging in den hinteren Teil der Höhle und kramte zwei gute Lederstücke und ein paar Lederbänder heraus. Ich ging in die Knie und wollte sie um ihre Wade schlingen. Sie zog den Fuß zurück.

»Halt still!«, befahl ich.

»Nein«, entgegnete sie.

»Halt still!«, schnauzte ich erneut und packte ihren Fuß. Abermals zog sie ihn weg. Ich blickte sie verärgert von unten her an und sagte,

»Es gibt hier ein paar unangenehme Krabbeltiere, wenn du möchtest, dass sie dir die Hosenbeine hinaufklettern, bitte. Wenn nicht, mache ich sie dir so zu, dass da kein Käfer mehr reinkommt.«

»Was?«, fragte sie erstaunt.

»Gib her«, sagte ich und packte ihren Fuß erneut. Ich schlang das Leder um die Wade, stopfte die Enden in ihren knöchelhohen Stiefel und befestigte es mit zwei Lederbändern, die ich fest verknotete. Wortlos ließ sie sich noch das zweite Bein verpacken. Als ich fertig war, klopfte ich kurz gegen ihr Schienbein und sagte, »Fertig, lass uns gehen.«

Ich kniete vor ihr und blickte ihr direkt in das Gesicht. Ihr Gesichtsausdruck war nicht zu deuten, jedenfalls wirkte sie jetzt nicht mehr so verbissen, so verärgert wie am Vortag. Sie hatte wirklich faszinierende Augenfarben, man konnte da gar nicht wieder wegsehen.

- Schlag dir das aus dem Kopf, Junge, sie ist wie Feuer und Wasser gleichzeitig und sie ist immer noch dein Feind! -

Ich löschte die Lampe und wir verließen die Höhle. Nachdem ich den Eingang wieder sorgfältig mit den Schilfmatten verschlossen hatte, drapierte ich den Efeu erneut so davor, dass man die Höhle nicht erahnen konnte.

Dann ging ich ohne große Worte voran.

»Wohin gehen wir?«, fragte sie.

Ich antwortete ihr nicht.

Eine Weile liefen wir schweigend durch den Wald.

Erstaunlicherweise stellte sie keine weiteren Fragen, sondern folgte mir, ohne zu murren. Mit Sicherheit machte sie sich ihre Gedanken über diesen Wald. Wenn sie nicht ganz dumm war, und davon ging ich aus, dann waren ihr die Besonderheiten schon aufgefallen. Nach einer ganzen Weile fragte sie erneut,

»Wo gehen wir hin?«

Ich musste lächeln, dieses Mädchen war wirklich erstaunlich, so gar nicht Edelfrau, so wie ich sie erwartet hätte. Sie war Galier, die machten sich oft nicht gerade ihre Hände dreckig. Vielleicht war sie ja eine Bedienstete, die zum Dienst gezwungen wurde. Allerdings wusste ich, dass häufig die jungen Edelleute zum Militär gingen, um sich einen Namen zu machen. Jedenfalls beeindruckte mich ihre Schweigsamkeit.

»Wir gehen nach oben auf den Berg, von dort kann man besser sehen«, antwortete ich ihr. Ich erwartete schon, dass sie jetzt weitere Fragen stellen würden, aber das tat sie nicht. Schweigend folgte sie mir, ohne weitere Fragen. Wir machten nur Pause, um etwas Wasser zu uns zu nehmen. Die Ziegenmägen eigneten sich hervorragend zum Wassertransport und der Inhalt reichte gut für einen Tag. Zwei hatte ich gefüllt und diese orangefarbenen Kapi-Beeren, wie die Limfie sie nannten, hatte ich auch eingepackt. Alles also gut durchdacht. Als ich ihr eine Beere reichte, beobachtete ich genau ihre Reaktion. Sie betrachtete sie eingehend und nachdem ich mir, völlig sorglos, eine in den Mund steckte, biss sie vorsichtig ab. Die Beeren waren ja wirklich köstlich, da überraschte es mich nicht, dass sie den ganzen Rest gleich in den Mund steckte. Sie fragte mich nicht danach.

Was hätte ich gegeben, für einen Blick in ihren hübschen Kopf. Ich hatte ja schon daran gedacht, dass dieses Mädchen hart im Nehmen ist, aber diese Wanderung,

mit der verletzten Schulter, bei der steigenden Temperatur und der Luftfeuchtigkeit, ohne Murren durchzuziehen, beeindruckte mich wirklich. Der erste Eindruck bestätigte sich.

Eine ganze Weile gingen wir über felsigen Grund bergauf. Dass wir den Baumwipfeln jetzt ganz nahe waren, musste ihr aufgefallen sein. Sie erwähnte das mit keinem Wort. War sie nicht neugierig? Machte sie sich keine Gedanken darüber?

Bei Sonnenaufgang mussten wir nur noch über ein paar Felsen zum Plateau hinauf. Wir waren schon eine Weile nicht mehr umgeben von den Bäumen. Abermals hatte sie keine einzige Frage gestellt. Ich wunderte mich sehr, die Unterschiede zu einem Wald auf der Erde mussten ihr doch aufgefallen sein. Aber konnte es vielleicht sein, dass sie noch gar nicht sonderlich viel von der Welt gesehen hatte? Hatte sie gar keine Bücher gelesen?

Ich hievte mich auf das Plateau, reichte ihr die Hand und zog sie auf den obersten Felsen. Da standen wir nun, weit über den Wipfeln der Bäume, freie Sicht in alle Richtungen und sie blickte in den Sonnenaufgang. Die Luft war noch kühl, der Himmel wolkenlos. Das Timing hätte gar nicht besser sein können. Ich hatte so gehofft, dass wir rechtzeitig hier sein würden, damit sie sehen konnte, wie die Sonne aufgeht und der Doppelmond am Horizont verschwindet. Wie oft war ich hier oben und hatte die verschiedenen Konstellationen der Sonnenauf- und -untergänge beobachtet und jedes einzige Mal traf mich die grauenvolle Gewissheit, hier völlig allein zu sein. Jetzt stand ich hier oben und blinzelte in die Sonne. Zum allerersten Mal war ich nicht mehr allein. Ich drehte mich um, um die Schönheit der Monde zu genießen. Leila tat es mir gleich, mit offenem Mund.

So weit das Auge reichte, gab es hier nur Wald. In alle Richtungen nichts anderes als Wald. Nirgendwo war auch nur die kleinste Andeutung einer Zivilisation zu erkennen. Lediglich ein breiter Fluss war zu sehen, der den Wald ein Stück lang teilte. In dessen Wasser spiegelte sich die aufgehende Sonne, bis er dann schlussendlich im satten Grün verschwand. Was für eine wunderschöne Natur und was für eine grausame Einsamkeit.

Gemeinsam sahen wir die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne über den Wipfeln der Bäume und den wolkenlosen Himmel. Während auf der anderen Seite der Gasriese, der in den Farben eines Regenbogens schimmerte und der wesentlich kleinere Mond, im Begriff waren, am Horizont zu verschwinden.

Ich wartete ab, ließ das Ganze auf sie wirken.

Mit einem deutlichen Zittern in der Stimme fragte sie, »Wo sind wir?«

Ich drehte mich einmal um mich selbst und deutete auf den Wald.

»Das ist Katalis.«

»Der Wald?«, fragte sie.

»Nein, das ist der Planet.«

Leila sackte auf ihre Knie.

Ich stand neben ihr und blickte in den Sonnenaufgang.

»Wo sind die Anderen?«, fragte sie.

»Welche Anderen?«, stellte ich die Gegenfrage.

»Unsere Kameraden, wo sind sie?«

»Tot, am Leben, ich weiß es nicht, sie sind jedenfalls nicht hier«, antwortete ich.

Sie fing an zu weinen und das tat mir wirklich sehr leid.

»Kannst du mir jetzt glauben, dass ich dir nie etwas Böses antun wollte?«, fragte ich sie.

Sie schluchzte nur.

»Da du jetzt weißt, wo wir sind, steht es dir frei, zu gehen. Es liegt mir nichts daran, dich gewaltsam festzuhalten«, sagte ich sanft und reichte ihr die Hand.

Sie griff diese und richtete sich auf. Ich blickte ihr in das Gesicht und wischte ihr eine Träne von der Wange. »Ich biete dir die Möglichkeit, bei mir zu bleiben, dann sind wir beide nicht so allein. Ich möchte das aber an Bedingungen knüpfen. Nenn es einen Vertrag.«

Sie hatte meine Hand immer noch in ihrer, drückte diese und sagte,

»Was hab' ich denn für eine Wahl?«

Ich fuhr mit dem Zeigefinger der anderen Hand unter ihr Kinn und hob den Kopf leicht an. Sie musste mir jetzt direkt in die Augen blicken. »Ob du irgendwann als Frau zu mir gehören willst, ist und bleibt ganz allein deine Entscheidung. Ich verlange von dir, dass du alles tust, um uns beide hier am Leben zu halten. Ich muss mich darauf verlassen können, so wie du dich auf mein Versprechen, dich nicht anzufassen, verlassen kannst.«

Das war mir so spontan eingefallen, ich wusste nun auch nicht, ob ich mir da nicht etwas zu viel zugemutet hatte oder nicht. Ich wollte nur einfach diese Situation entschärfen. Ich war ja der festen Ansicht, dass ich diesen Planeten nie wieder verlassen würde.

Offensichtlich hatte es ihr die Sprache verschlagen. Sie sah mich immer noch ungläubig an und hielt meine Hand. Vielleicht wusste sie nicht, was sie darauf antworten sollte, also nahm ich ihr das ab.

»Du musst dich nicht sofort entscheiden, lass uns gehen. Es wird bald sehr heiß und wir sollten vorher noch versuchen, etwas zu Essen zu finden. Den Rest können wir bei einem guten Mahl besprechen«, schlug ich vor. Wir machten uns auf den Heimweg und wechselten kein Wort. Sie wirkte völlig in Gedanken, als ich sie bat, leise zu sein, damit ich den Hasen unweit von uns erlegen konnte.

Sie wirkte auf mich völlig emotionslos, als ich beim ersten Versuch den Hasen erlegte und ihn noch vor Ort ausnahm. Ich pflückte noch ein paar Beeren und stieß dabei zufällig auch noch auf ein paar Pilze. Ich weiß nicht, was ich erwartete, aber sie beobachtete mich dabei, völlig ohne sichtbare Zeichen einer Emotion. War das nun ein gutes Zeichen? Sie war offensichtlich völlig in ihre Gedanken versunken. Ich trieb sie zur Eile, denn ich wollte in der Nähe der Höhle sein, bevor es zu warm wurde, um sich lange außerhalb aufzuhalten. Immerhin befand sich vor dem Höhleneingang eine freie Fläche, die ich gerne zum Grillen nutzte. Ich blickte in die Wipfel der Bäume. Noch tropfte der Tau, wir sollten durchaus noch ein paar Stunden haben, bevor wir den Schatten suchen mussten.

* * *

Leila hatte in der kurzen Zeit wirklich schon sehr viel durchmachen müssen. Zuerst wacht sie verletzt in einem Wald auf, obwohl sie sich zuvor in einer Wüste befand. Dann wurde ihr von einem Fremden ein Mittel verabreicht, welches sie außer Gefecht setzte. Stunden später erwachte sie in einer Höhle, in einem Bett und musste voller Entsetzen feststellen, dass ihr 'Retter' ein General der feindlichen Streitkräfte war. Es war doch einfach nur logisch, dass sie all die schrecklichen Schlussfolgerungen aus der Situation zog. Wer sollten denn auch auf so eine absurde Idee kommen, dass man auf einen anderen Planeten gesprungen war. Sie wusste doch so wenig darüber.

Und nun hatte er sie auch noch vor Morgengrauen aus dem Bett gescheucht. War doch der Traum so süß gewesen, so wurde sie ziemlich unsanft zurück in die Realität geschleudert. Er hatte sie nur angestoßen, damit sie endlich aufstehen würde.

Schlaftrunken hatte sie ihn angesehen und konnte ihre Augen nicht mehr abwenden. Abgesehen von diesen dunklen Haaren, die zum Teil ordentlich geflochten und zum Teil verfilzt waren, wirkte er überhaupt nicht ungepflegt oder unsauber.

Über das Dornentribal, das sich an der linken, kahl geschorenen Schädelseite befand, war sie in der Ausbildung aufgeklärt worden. Es hieß, dass sich anhand der Dornen der Rang eines Soldaten ablesen ließe. Was aber nicht erklärt worden war, dass der gesamte Oberkörper tätowiert war. Verschiedene Bilder, die sich perfekt ineinanderfügten. Leila starrte ihn an und überlegte, ob das wohl alles eine Bedeutung haben könnte. Sie wusste nicht mehr, was sie von all dem denken sollte. Er war grob zu ihr gewesen, aber war das wirklich seine Absicht? War sie nicht eher über das Ziel hinausgeschossen, als sie ihm vorwarf, er würde Böses im Schilde führen? Er hatte ihr tatsächlich nichts getan. Und jetzt wandte er sich auch noch respektvoll ab, sodass sie sich anziehen konnte.

Bevor sie die Höhle verließen, machte er sie nochmals sprachlos.

Er kniete vor ihr nieder, um ihre Beine vor Insektenbissen zu schützen. Auch das hatte sie erst missverstanden.

Und dann blickte er auch noch zu ihr auf. Dieser bärtige Koloss mit den sanften braunen Augen. Das war schon sehr seltsam, also beschloss sie, einfach einmal das zu tun, was er sagte. Er wollte ihr zeigen, wo sie waren, das hatte er jedenfalls gesagt.

Diese Wanderung durch den Wald hatte sie sich aber nicht so anstrengend vorgestellt. Der Arm und die Schulter schmerzten und jeder Schritt fiel ihr schwer.

Es war schwül und die Feuchtigkeit legte sich auf die Haut und die Kleidung. Der Wald war ohnehin sehr seltsam.

Da waren Pflanzen und Blumen, die sie noch nie gesehen hatte. Die Bäume waren riesig im Vergleich zu denen auf den Ländereien ihres Vaters und die Baumkronen schlossen sich über ihnen zu einem Dach. Die Vegetation war üppig und immer wieder entdeckte sie zwischen den unbekanntem Pflanzen, die ein oder andere, die sie kannte. Nur waren diese um ein Vielfaches größer. Es roch erdig nach Moos, Pilzen und Holz. Die Gerüche unterschieden sich nicht von denen, die sie kannte.

Sie entdeckte einen Hasen, der eilig ins Unterholz hoppelte. Die Größe der Ameisen, die ihren Weg kreuzten, erschreckte sie dann doch. Die waren mindestens drei Zentimeter lang und schwarz wie Pech. Ihr Hinterleib erinnerte an kleine schwarze Oliven. So ein Vieh hätte sie wirklich nicht gerne in ihrem Hosenbein gehabt. Machte er sich tatsächlich Sorgen um ihr Wohlbefinden, oder war das alles einfach nur Teil seines Plans? Wollte er sie in Sicherheit wiegen, damit sie ihm vertraute und dann? In dem Moment, als sie sich Gedanken darüber machte, war er geradewegs durch das Gestrüpp gegangen und der Ast, der hinter ihm zurückschlug, hätte sie beinahe getroffen. Sie konnte ihn gerade noch abwehren, indem sie ihn mit ihrer rechten Hand festhielt.

Einen winzigen Moment betrachtete sie diesen Ast. Das war ein Farn, ein riesengroßer Farn, so groß wie ein Baum. Was für ein Wald war das?

Aufmerksam hatte sie während der Wanderung die Umgebung beobachtet. Irgendwie war das alles so seltsam. Als sie anhielten, um etwas zu trinken, reichte er ihr diese Frucht. So eine Frucht hatte sie noch nie gesehen, aber das musste ja nichts heißen. Immerhin war sie noch nicht weit gekommen in ihrem Leben. Erst als er eine ganze Beere in den Mund steckte, traute sie sich, davon zu kosten.

Was für ein herrlich fruchtiger Geschmack. Sogleich schob auch sie sich die ganze Frucht in den Mund. Das war wirklich angenehm, denn die Gemüsesuppe vom Vorabend war nicht gerade ausreichend, um für einen so ausgedehnten Fußmarsch vorbereitet zu sein.

Wenig später hatten sie die Baumgrenze erreicht und konnten zum ersten Mal von oben auf den Wald blicken. Noch konnte man nicht alles sehen, nur dass schon bald die Sonne aufgehen würde. Das war seltsam, die ganze Zeit war es schon so hell gewesen, als würden um sie herum die Sonne aufgehen. Was machte es hier so hell, wenn die Sonne noch gar nicht zu sehen war?

Es war noch wenige steinige Schritte bis zum Gipfel. Er hatte ihr die Hand gereicht und sie nach oben auf das Plateau gezogen. Als sie sich oben aufrichtete, konnte Leila bis zum Horizont nur Wald erkennen und diesen riesigen Fluss, der sich irgendwo im Wald verlor. Als Markus auf den Wald deutete und ihr sagte, dass dies Katalis sei, dachte sie, er meinte den Wald. Er sagte aber, es sei der Planet. Also einer dieser funkelnden Sterne, die sie gerne am Himmel beobachtet hatte? Das erschien ihr unmöglich. Leila beschloss aber, ihm erst einmal zu glauben. Vielleicht würde er ihr das noch erklären. Wie sollte das gehen?

Der Blick auf die riesengroße, in Regenbogenfarben schillernde Kugel, verschlug ihr dann die Sprache. So etwas gab es auf der Erde nicht. Hatte er wirklich recht, waren sie zu den Sternen gereist? Leila rang nach Luft und ging in die Knie. Das war nicht ihre Heimat, dessen war sie sich sicher. Hatte er wirklich nicht gelogen?

War er tatsächlich schon seit Jahren nicht mehr im Krieg?

Wo waren die anderen? Alle tot oder waren sie in der Heimat geblieben?

Für sie eröffnete sich die Gewissheit, dass es wohl absolut keinen Sinn machen würde, wegzulaufen. Wo sollte sie hin? Sie war nicht so mutig und schon gar nicht fit genug, um das hier alleine durchzustehen.

Und dann kam er mit diesem Vertrag. Woran dachte er, als er ihr sagte, dass sie entscheiden könne, ob sie als Frau zu ihm gehören wollte oder nicht. Wollte er also doch mehr, oder stimmte all das, was er gesagt hatte, dass er schon so lange hier alleine war. Zumindest bot er ihr eine Wahl. Das hatte sie seit ihrer Heirat nicht mehr gehabt. Leila versank völlig in Gedanken, als sie den Rückweg antraten. Sicher registrierte sie, dass er mithilfe eines simplen Holzbogens einen Hasen erlegte und ihn mit einem scharfen Steinsplitter aufschlitzte und ausnahm.

Sie registrierte auch das völlige Fehlen von Metall. Aber all das half ihr nicht, eine Entscheidung zu finden. Was für einen Vertrag wollte er schließen und hatte sie überhaupt Einfluss darauf?

Würde er ihr gestatten, ihre eigene Meinung dazu zu äußern? Nur am Rande registrierte sie, wie er noch Pilze und Früchte sammelte. Immer wieder hatte sie sein Gesicht kontrolliert. Sie hatte das Gefühl, er würde sofort eine Antwort von ihr erwarten. Aber da war nichts. Kein fordernder Blick, nichts.

Das verunsicherte sie noch mehr, war sie es doch gewohnt Befehle zu erhalten und sich dem unterzuordnen. Und genau das tat sie, sie ordnete sich bereits wieder unter, auch weil sie wusste, dass sie niemals alleine hier überleben würde. Sie war für so ein Leben nicht geboren. Er hatte das aber geschafft und wenn es stimmte, was er gesagt hatte, dann ging es ihm nicht darum, über sie zu herrschen, sondern darum, nicht mehr alleine zu sein. War das nun gut oder schlecht? Darauf musste sie sich zwangsläufig einlassen.

* * *

Was trieben eigentlich die Limfies, während Markus versuchte, die Differenzen zwischen sich und Leila beizulegen?

Er hatte seine beiden Freunde gebeten, ihm etwas Zeit mit ihr alleine zu lassen, bevor er ihr das noch zeigen würde. Karr war sehr zufrieden mit dieser Entscheidung. Insgeheim hoffte er, dass sich Zzila nicht mehr so häufig bei dem Menschen aufhielt. Sie brauchte ihn nicht mehr zu bemuttern, schließlich hatte er jetzt sein eigenes Weibchen. Ja, neben den schlechten Erfahrungen mit Markus Vorgänger, war Karr eifersüchtig. Seine Partnerin verbrachte eindeutig zu viel Zeit mit diesem Menschen. Leider musste er feststellen, dass sein geliebtes Weibchen regelrecht dem ersten Zusammentreffen, mit dem Menschenweibchen, entgegen fieberte.

Zzila war so neugierig.

Wie war dieses Menschenweibchen, würden sie sich paaren?

Würden sie dadurch die Prophezeiung, von der die Großmutter immer sprach, erfüllen und dieser Planet würde bald wieder von menschlichem Lachen erhellt werden? Ja, Zzila liebte es, wenn Markus lachte, es klang viel freundlicher als das, unter Limfies übliche 'nock, nock'. Während Karr die Ruhe genoss, platzte Zzila vor lauter Ungeduld. Dieser Mensch war wie ein Experiment, ein Studienobjekt.

War es vielleicht möglich, dass die Menschheit ohne Metall endlich eine friedliche Lebensweise entwickeln würde, oder würden sie abermals jede erdenkliche Waffe ersinnen, um sich gegenseitig den Garaus zu machen?

Ja, diese kleinen flauschigen, blauen Katzenwesen mit den großen gelben Augen waren wesentlich intelligenter, als es den Anschein hatte. Auch wenn sie für Markus und später auch für Leila den absoluten Niedlichkeitsbonus hatten, so würde ihr Einfluss große Auswirkungen auf das Geschehen haben. Die beiden waren Mitglieder einer gesunden Population. Einheimische dieses Planeten und durchaus in der Lage, sich ausreichend zu verteidigen, sollte das Experiment schiefgehen.

Schließlich hatten sie das schon einmal getan, vor Generationen.

Der Vertrag

Ich hatte so viele Früchte sammeln können, wie in meinen Beutel passten. Mit einem Lederband hatte ich die Läufe des Hasen zusammengebunden und ihn mir so über die Schulter geworfen. Leila beobachtete mich permanent und sagte kein Wort. Als wir dann endlich am Vorplatz zu meiner Wohnhöhle angekommen waren, war ich mir nicht ganz sicher, ob wir den Hasen nicht erst abends grillen sollten, es würde schon bald heiß werden und dann war ein zusätzliches Feuer nicht gerade sehr zuträglich. Ich entschloss mich für gleich. Sorgsam öffnete ich den Efeuvorhang und entfernte die Schilfmatten. Die leeren Ziegenmägen hängte ich über die Ecke einer der Matten. Mit dem Beutel voller Obst tat ich es ebenso. Ich hängte den Hasen an einem Felsvorsprung auf, damit ich ihm später das Fell abziehen konnte.

Ich holte meinen Stab, mit dem ich die Feuerstelle auflockerte.

Abermals beobachtete mich Leila nur dabei. Sie konnte sich ruhig nützlich machen, dachte ich verärgert und lenkte ein. Ich atmete einmal tief ein, sammelte mich und sagte so ruhig wie möglich,

»Könntest du bitte dort hinten etwas Holz holen?«

Sie blickte mich aufmerksam an und fragte, »Wo finde ich welches?«

Ich deutete nach rechts und erklärte,

»Wenn du den Trampelpfad entlanggehst, dann wirst du automatisch auf ein paar Äste stoßen. Die sind vor ein paar Tagen vom Wind abgerissen worden. Nimm nur das, was du auch tragen kannst. Wir müssen zu große Äste ja irgendwie klein bekommen und wie du sicherlich schon gesehen hast, hier gibt es keine großartigen Werkzeuge.«

Sie nickte mir zu und verschwand eilig.

Während sie also ein paar Äste zusammensammelte, richtete ich mit meinem eingelagerten Holz die Feuerstelle her. Mit einem Zunderschwamm und etwas abgeschabter Holzspäne gelang es mir relativ schnell ein Feuer zu entfachen. Diese beiden Feuersteine begleiteten mich seit meinen ersten Tagen hier und waren wirklich zu zuverlässigen Werkzeugen geworden. Gerade als ich mich hinunterbeugen, um die Glut noch etwas anzupusten, kam sie mit einem Armvoll Äste. Klug war sie, sie hatte nur solche gewählt, die man leicht zerbrechen konnte. Geduldig wartete sie, bis ich mich wieder aufrichtete.

»Wo soll ich das hinlegen?«, fragte sie.

»Gleich hier zu mir«, sagte ich und deutete auf den Boden vor meinen Füßen. Ich hielt sie auf, als sie gleich wieder loswollte, um weitere Äste zu holen.

»Geh bitte hinunter zum Quellteich und fülle die Ziegenmägen mit Wasser«, sagte ich und deutete ihr die Richtung an. Ohne zu murren, griff sie sich die beiden Schläuche und ging in die angegebene Richtung.

Ich brachte das Feuer in Gang, häutete den Hasen und machte ihn fertig, um ihn über das Feuer zu hängen.

Nachdem ich noch ein paar Äste in handliche Stücke gebrochen und geschlagen hatte, machte ich mir Gedanken um sie. Sie war jetzt schon eine ganze Weile dort unten am See. Ich ging also, um nachzusehen. Sie wird doch nicht tatsächlich wegelaufen sein? Als ich sie dann aber dort unten am See hocken sah, fühlte ich mich erleichtert. Sie war also doch nicht dumm, aber sie saß da, wie angewurzelt und starrte ins Wasser. Ich näherte mich vorsichtig und sah, dass sie ihr Spiegelbild betrachtete. Sie wirkte traurig und ich wusste nicht, was ich dagegen tun konnte.

Vorsichtig sprach ich sie an,

»Alles in Ordnung?«

Erschrocken fuhr sie herum und starrte mich an.

Sie zögerte einen Moment und sagte,

»Ja, es ist nur, weil ...«

»Wir reden später, der Hase ist schon auf dem Feuer«, unterbrach ich sie. Wortlos fügte sie sich und folgte mir sogleich. Oben angekommen, hängte sie die gefüllten Ziegenmägen wieder an die Ecke der Schilfmatte und wollte schon wieder gehen.

»Wohin willst du?«, fragte ich sie.

Sie deutete nach rechts.

»Dort hinten liegen noch ein paar Äste, ich wollte sie noch holen.«

»Gut, aber dann sollten wir nach deiner Schulter sehen«, sagte ich und wandte mich ab.

Ich kontrollierte kurz den Hasen und suchte dann die Reste meiner Heilpaste zusammen.

Richtig, ich wollte ja noch nachsehen, ob ich die Pflanzen für eine neue Mischung finden konnte. Beim Blick in den Tontiegel wusste ich, dass ich das auch noch unbedingt tun musste. Ich überlegte, vielleicht konnte ich Leila damit beauftragen. Das war keine schwere Arbeit und sie müsste trotz Beeinträchtigung durchaus in der Lage sein, das zu tun. Als ich die gewebten Leinenstoffe durchging, hatte ich gleich die nächste Arbeit für sie gefunden. Flachs hatte ich bereits reichlich vorbereitet, dieser musste nur versponnen und verwebt werden. Wir würden auf jeden Fall neue Kleidung benötigen.

Als ich die Höhle wieder verließ, versuchte sie gerade einen Ast zu zerbrechen und tat sich mit der verletzten Schulter sehr schwer.

»Gib her«, sagte ich zu ihr.

Sie schüttelte den Kopf und versuchte, einen Ast über das Knie zu brechen. Es blieb bei dem Versuch, mit der ruckartigen Bewegung zuckte sie schmerz erfüllt zusammen.

»Lass mich das machen!«, schnauzte ich sie an und fügte hinzu, »Danach sehe ich nach deiner Wunde.«

Wütend warf sie den Ast auf den Boden, drehte sich von mir weg und setzte sich, mir den Rücken zugewandt, an das Feuer. Schmollte sie jetzt?

Ich ging neben ihr in die Knie und wendete den Hasen. Dann blickte ich sie an.

Sie hatte eine tiefe Zornesfalte auf der Stirn und hielt sich verbissen den Arm.

»Lass sehen!«, forderte ich sie auf. Verärgert schnaubte sie aus, ließ aber ihren Arm los und richtete sich auf.

»Was ist los mit dir?«, fragte ich sie.

»Ich weiß nicht, ich fühle mich so nutzlos. Ich kann nicht mal diese Äste zerbrechen. Wie soll ich dann einen Vertrag erfüllen?«, antwortete sie. Ich stieg noch nicht dahinter, um was ging es?

»Später«, sagte ich trocken, »erst die Schulter und wenn wir gegessen haben, reden wir über den Vertrag. Es verhandelt sich schlecht mit leerem Magen.«

Wortlos entledigte sie sich ihres Hemdes. Jetzt war es natürlich um einiges schwieriger, denn sie würde ganz bestimmt ihr Unterhemd nicht ausziehen. Ich musste aber genau dort hin, wo der Träger lag.

»Könntest du bitte den Träger etwas wegziehen, oder mit dem Arm herausschlüpfen? Ich muss genau dort die Wunde versorgen.«

Sie blickte mich verwundert an und ich hatte das Gefühl, dass sie ganz bestimmt nicht das tun würde, was ich jetzt von ihr verlangte.

Ich war hungrig und müde, meine Knochen schmerzen von der Nacht auf dem Boden und ich wollte, verflucht noch einmal, endlich fertig werden, um mich etwas zu entspannen.

»Stell dich nicht so an, ich guck dir schon nichts ab!«, fauchte ich wütend und bereute es in dem Moment, als es mir über die Lippen rutschte. Ich war mir doch dessen bewusst, was dies Mädchen gerade alles durchmachte. Ich wollte sie doch eigentlich nicht verärgern und eigentlich war ich ja auch gar nicht ... doch ich war grob und ich war auch manchmal sehr verletzend. Schon immer, auch Anna gegenüber. Sogar meine besten Freunde stieß ich früher öfter vor den Kopf. Bevor ich hierherkam, war ich völlig außer Kontrolle geraten. Dann war ich hier allein und alles war egal und jetzt, oh Mann, wie konnte ich. Gerade hatte sich die Lage zwischen uns beruhigt und jetzt - hatte ich wirklich alles wieder ruiniert? Eingeschüchtert und etwas sehr umständlich schlüpfte sie aus dem Träger ihres Unterhemdes und zeigte mir die

Schulter. Ich entfernte die Tücher und warf sie sogleich ins Feuer. Dann stand ich auf und holte einen der Ziegenmägen.

Ich befeuchtete ein weiteres Tuch und wusch zuerst die Stellen um die Wunde sauber. Letztlich tupfte ich vorsichtig darüber. Es sah wirklich gut aus. Keine Rötungen entlang der Wundränder. Die Paste schlug gut an. Vorsichtig verteilte ich nochmals reichlich und deckte es mit einem großen frischen Tuch ab. Ich half ihr, das Hemd wieder richtig anzuziehen, damit das Tuch auch dort blieb. Danach überließ ich sie sich selbst.

Ich holte meine Steinsplitter, um den Hasen zu zerteilen, zog ihn vom Feuer und zerhackte ihn, auf einem großen Stein, den ich extra an der Feuerstelle deponiert hatte, in handliche Teile. Ich reichte ihr den einzigen vorhandenen Teller mit einer Hasenkeule.

Mit meinem Stock stach ich in die Glut und holte eine gegarte Knolle heraus, die ich gleichzeitig mit dem Hasen dort deponiert hatte. »Du musst nur die Schale entfernen«, sagte ich und streifte die Knolle auf ihren Teller.

Sie blickte mich scheu von der Seite an und nachdem ich anfing zu essen, tat sie es mir gleich.

Gesättigt streckte ich mich, stand auf und holte ein paar Kapi-Beeren, als Nachtsch. Ich reichte ihr welche und setzte mich wieder. Eine Weile saßen wir schweigend in der Hitze, bis sie anfing zu sprechen.

»Was soll ich tun, um diesen 'Vertrag' zu erfüllen?« Sie betonte diesen 'Vertrag' so extrem, als würde sie ihr Todesurteil unterschreiben.

Ich blickte sie erstaunt an.

»Ich ... warte mal, du verstehst das falsch, dieser Vertrag soll für uns beide sein!«

Ich war überrascht, was dachte sie denn?

»Was?«, fragte sie und blickte mich mit großen Augen an.

»Nun, wir stellen ein paar Regeln auf, gegenseitig. So was, wie wir uns die Arbeiten, die nötig sind, aufteilen. Wasser holen, Beeren sammeln, jagen, Feuer machen, Holz holen, Flachs verarbeiten und verweben, Leder gerben und so viele weitere Dinge.«

»Ich ...«, sie setzte ab, »ich dachte, ich muss mich dir jetzt unterwerfen, weil ...«

»Leila, wir sind hier allein, niemand befindet sich hier im Krieg und ich sagte dir schon, dass ich dich nicht zwingen werde, bei mir zu bleiben. Es wär nur schön, weil wir sonst beide allein wären, aber das bleibt einfach auch deine Entscheidung.« Ich hoffte inständig, dass ich die Situation wieder gerettet hatte, aber was dachte sie denn eigentlich, dass ich sie jetzt zur Sklavin machen würde? Sie überlegte. Wie gern hätte ich ihre Gedanken gelesen.

»Ich kenn das nicht«, antwortete sie deprimiert.

»Was kennst du nicht?« Mir war überhaupt nicht klar, in welcher Zwickmühle sie steckte.

»Ich weiß nicht, wie ich das erklären soll, aber Frauen treffen keine Entscheidungen. Über sie wird entschieden«, begann sie. Jetzt stand mir der Mund offen, ich hatte mit viel gerechnet - nun ja, genau genommen wusste ich gar nicht, womit ich gerechnet hatte, aber bestimmt nicht damit, dass die Galier ihre Frauen wie Sklaven hielten. Ich tat mich wirklich schwer, jetzt etwas zu erwidern.

»Das musst du mir genau erklären«, sagte ich ganz ruhig.

»Das ist bei uns so. Als Kind haben wir noch ein paar Freiheiten. Vorausgesetzt, man wird im Hochadel geboren, so wie ich. Dienerinnen haben nie das Vergnügen einer unbeschwerten Kindheit.«

Das erstaunte mich, sie war also eine Adlige, vielleicht wirkte sie deswegen so zart.

»Dann bist du freiwillig den Streitkräften beigetreten, oder?«, fragte ich sie.

Sie blickte mich an und antwortete, »Nein, ich sagte doch, das entscheiden wir Frauen nicht. Das hat mein Mann entschieden.«

»Dein Mann?«, fragte ich ungläubig und fügte, »Warum?«, hinzu.

»Ich kann keine Kinder kriegen, ich bin ihm nicht edel und fein genug, ich repräsentiere ihn nicht ausreichend und außerdem empfand er mich als langweilig.«

Aus dem Augenwinkel registrierte ich eine Träne, die da langsam ihre Wange herunterterrann.

»Er hat dich also verstoßen. Dann ist es also in Wirklichkeit noch viel schlimmer, als ich dachte. Sie machen wirklich vor gar nichts Halt.«

Das ging mir gerade so unter die Haut. Daher kam also die Respektlosigkeit, mit der mein Dorf vernichtet worden war. Sie hatten vor nichts Halt gemacht. Es ging also beim Mord an meiner Frau um mich, um meinen Besitz und um mich mit dem Missbrauch an ihr zu demütigen, nicht daran, dass man mir den wundervollsten Menschen an meiner Seite genommen hatte. Eine Frau war für die also nur ein Gegenstand, den man beliebig austauschen konnte, wenn man wollte. So langsam fügte sich das ineinander. Deswegen hatte sie so hysterisch reagiert. Sie hatte gedacht, ich mache ... ich konnte es nicht fassen.

»Ich weiß nicht, was ich jetzt dazu sagen soll.«

Mir fiel es tatsächlich schwer, etwas Vernünftiges dazu zu sagen. Es brodelte in mir, ich hasste die Galier so sehr und ich merkte, dass es sich tatsächlich nur auf Männer bezog.

»Warum? Ist das bei euch etwa anders?«, fragte sie.

»Selbstverständlich«, entwich es mir empört. »Das verstehe ich nicht. Ich dachte, eine Frau ist bei euch auch nichts wert. Eure Kämpfer haben sich schließlich auch an

ihnen vergangen und sie getötet. Man sagte mir, ihr würdet da keine Gnade kennen und wenn man in Gefangenschaft gerät, wäre ein Bordell dagegen noch gnädig!«, brachte sie hervor.

»Bitte? Wie kommst du denn darauf?«, fragte ich und fügte sogleich an: »Sicher gibt es bei uns auch Kerle, die sich gern hervorheben wollen und sich auch mächtig danebenbenehmen. Auch könnten die Rechte unserer Frauen durchaus noch mehr denen der Männer angepasst werden, aber wir sind auf einem guten Weg dorthin gewesen, bis eure Männer uns überfallen haben!«

»Uns erzählt man das Gegenteil. Das will ich nur mal erwähnt haben«, warf sie aggressiv ein. Ich fasste es nicht, sie erzählte mir gerade, dass Frauen in ihrer Gesellschaft überhaupt keine Rechte haben und im gleichen Atemzug macht sie mir Vorwürfe über mein Volk. In mir brodelte es.

»Was hat man euch erzählt?«, hakte ich nach.

»Sie erzählten uns, dass die Tätowierung an eurem Schädel eine Auszeichnung ist. Jeder Dorn steht für ein Leben, das ihr genommen habt. Ihr seid barbarische Tiere, nichts anderes und genau so haust ihr und benehmt ihr euch!«

Sie schrie mich fast an. Ich strich mir mit der Hand über das Tribal, atmete tief ein, um mich etwas zu beruhigen.

»Du weißt nichts über mein Volk, du kennst weder meine Sitten noch Bräuche. Du kennst mich jetzt seit zwei Tagen und du überschüttest mich mit Vorwürfen, die einer Prüfung niemals standhalten würden. Wir führten ein friedliches Leben, bevor unsere Dörfer überfallen wurden. Sie warteten, bis die Jäger aufgebrochen waren. Als sie sich sicher waren, dass wir nicht so schnell zurückkommen würden, überfielen sie das Dorf. Ein Dorf voll mit Alten, Frauen und Kindern. Die Frau meines besten Freundes lag tot vor seinem Haus. Sie hatten ihr das ungeborene Kind aus dem Leib geschnitten. Ich mag nicht viel über eure Kultur wissen, aber du selbst erzählst mir gerade, dass Frauen bei euch keine Rechte haben. Das passt haargenau zu den Erfahrungen, die ich mit euch machen musste. Ich habe meine Familie verloren, meine Frau und meine Tochter. Erst danach, wurden aus den Dornen des Sieges, die Dornen des Todes.«

Ich blickte sie ärgerlich an. Ihr Mund stand offen. Ihre Augenbrauen zog sie zusammen und auf ihrer Stirn bildeten sich abermals die Zornesfalten.

»Du weißt auch nichts über uns!«, fauchte sie beleidigt.

»Wäre ich ein so fürchterlicher Barbar, wie dir erzählt wurde, dann hätte ich mich gleich über dich hergemacht. Du warst mir doch vor wenigen Stunden völlig ausgeliefert. Ist dir das eigentlich nicht bewusst?« Ich suchte nach Argumenten, es fiel mir aber beim besten Willen nichts dazu ein. Also drehte ich den Spieß ein wenig herum.

»Du hast mir gerade erzählt, dass die Männer eures Volkes über euch bestimmen. Wie sieht das aus? Erzähl, damit ich lerne euch zu 'verstehen'«, forderte ich sie auf

und war mir eigentlich schon bewusst, dass mir dieses 'verstehen' sehr schwerfallen würde.

»Wie soll ich anfangen?«, fragte sie.

»Ja, wie ist das zwischen euch, wie kann ich mir vorstellen, wie eure Kultur funktioniert, wenn die Männer das Sagen haben und die Frauen gehorchen müssen. Du sagtest, du hast einen Mann, wann habt ihr geheiratet, wie und warum?«

Sie blickte mich erstaunt an, räusperte und begann, »Ich bin vor 27 Jahren als zweites Kind von Baron Klaus von Waddlock und Baroness Katharina von Waddlock zur Welt gekommen. Mein älterer Bruder Christoph starb im Alter von fünfzehn bei einem Reitunfall«, sie setzte kurz ab, seufzte und gab mir damit Zeit das sacken zu lassen. Sie war tatsächlich ein Mitglied des Hochadels.

»Ich war damals zwölf und wurde dem Marquis de Gaullier versprochen«, erzählte sie weiter.

»Wie kann ich mir deine Kindheit vorstellen?«, fragte ich vorsichtig.

»Nun, der größte Teil meiner Kindheit verbrachte ich mit meiner Zofe, die mit mir spielte, spazieren ging, um die Blumenpracht zu bewundern und auch gelegentlich einen Strauß für meine Mutter zu pflücken. Ich hatte eine Vielzahl von schönen Kleidern. Ich lernte, wie ich mich bei Hofe zu benehmen hatte, wie ich mich richtig bewegte. Etikette war überall gefragt, auch zu Tisch. Außerdem hatte ich gut auszu-sehen, gepflegte Haare und Nägel, zartes Make-up, reine Haut und all solche Sachen«, erklärte sie.

»Lesen? Lernst du nicht, ein Buch zu lesen?«, fragte ich.

»Studieren ist den Männern vorbehalten, genau wie Reiten, Fechten und andere Sportarten. Ich sagte ja schon, dass mein Bruder bei einem Reitunfall ums Leben kam. Warum? Ist das bei euch nicht so?«, fragte Leila.

»Nun«, begann ich, »das ist wohl einer der ersten Unterschiede. Bei uns lernt jeder das Lesen und Schreiben. Wir haben eine Schule, in der vor allem unsere Alten den Kindern, die Geheimnisse und Wunder dieser Welt beibringen. Ich möchte dich aber nicht unterbrechen, erzähl erst einmal weiter. Du wurdest also diesem Marquis versprochen. Was war das für ein Kerl?« Ich war neugierig geworden, vielleicht beantworteten sich so einige Fragen, die mich schon immer beschäftigten.

»Er sieht gut aus, besitzt viel Land und ist sehr geschickt im Umgang mit seinen Untertanen. Für meine Eltern war das ein guter Handel. Da ich nicht berechtigt bin, die Ländereien meines Vaters zu übernehmen, wird das mein Ehemann tun und meine Eltern bis zu ihrem Ableben dort residieren lassen. Mir war das aber damals nicht wirklich bewusst. Ich war einfach noch zu jung und zu naiv, um den Sinn dahinter zu erfassen. Meine Eltern hatten mich verkauft.«

Sie atmete tief ein und räusperte sich. Ich wollte mich auf keinen Fall zu einer vorschnellen Meinung hinreißen lassen, also fragte ich,

»Das heißt also, du wurdest zwangsverheiratet, oder verstehe ich das falsch?«

»Ja, alle Frauen meines Volkes bekommen den Mann, den die Eltern für sie aussuchen. Wir werden meist sehr früh versprochen und wenig später verheiratet. Wie das jetzt bei den Bediensteten abläuft, weiß ich nicht genau, aber es gibt Gerüchte, dass sich junge Frauen darüber hinwegsetzen und auch heimlich lesen lernen. Ich weiß, dass ich einmal von meinem Vater auf ein Pferd gehoben wurde und er drehte mit mir eine große Runde im Schlossgarten. Ich hätte es so gerne gelernt, das Reiten, aber es war mir verboten.«

Sie blickte traurig zu Boden. Ich atmete tief ein, auf keinen Fall wollte ich mich jetzt im Ton vergreifen, denn mir stellten sich schon die Nackenhaare bei dem Gedanken, dass man den Frauen jegliche Bildung verweigerte. So ganz unbegründet war meine Abneigung gegen dieses Volk also nicht. Wie konnte man solche unmenschliche Regel erstellen und sich dann brüsten, dass dies eine Zivilisation sei?

»Wann wurdest du die Frau des Marquis?«, fragte ich sie.

»Vor zwölf Jahren.« Sie blickte mich direkt an, als sie antwortete.

»Mit fünfzehn?« Das entsetzte mich etwas, bei uns waren das noch Kinder, im Jahr vor dem Initiationsritual, bei dem ihr Erwachsenwerden offiziell bestätigt wurde.

»Lass mich das verstehen, du musstest mit fünfzehn einen Mann heiraten und ihm mit Leib und Seele gefügig sein?«, fragte ich und ekelte mich bei der Vorstellung, einem so jungen Kind zu Leibe zu rücken.

»Ja«, antwortete sie nur und blickte mir weiterhin mitten ins Gesicht.

»Wann und warum hat er dich verstoßen?«

»Ich kann keine Kinder kriegen, außerdem wurde ich ihm langsam zu alt. Jean bevorzugt junge Frauen. Er ist überzeugt, dass ich nicht edel genug für eine Marquise sei und obendrein sei ich langweilig geworden. Die Unfähigkeit, ihm einen Erben zu schenken, gestattete ihm, mich loszuwerden. Natürlich wählte er die Streitkräfte, weil die Wahrscheinlichkeit, hier ums Leben zu kommen, doch viel größer ist, als in einem Bordell.«

Ich sah, wie ihr Kinn zitterte, als sie das sagte.

»Er musste dich also vollständig loswerden. Warum?«, fragte ich.

»Weil er sich nur eine neue Frau aussuchen darf, wenn ich tot bin. Mich einfach so zu beseitigen, wäre zu einfach gewesen. Es wäre aufgefallen und selbst wenn wir Frauen nicht wirklich mehr Wert haben, als die Bediensteten, so hätten meine Eltern ihn wegen Mordes belangen können.«

Ihre Erklärung klang so trocken, so emotionslos. Da erzählte mir eine junge Frau, na gut, besonders weiblich schien sie irgendwie nicht zu sein. Keine großartige Brust, ein sehr schmales Becken, aber vielleicht würde sich das ja noch ändern, wenn sie zu sich selbst finden könnte. Es war mir einfach nicht bewusst, dass ihre

Statur nichts mit ihrem Alter, eher mit der Tatsache, dass sie keine Kinder empfangen konnte, zu tun hatte.

»Wie lange ist das jetzt her?«, stellte ich meine letzte Frage. Zumindest wollte ich vorerst nicht mehr wissen.

»Zwei Jahre. Aber jetzt bin ich wahrscheinlich schon für tot erklärt worden und damit ist er frei, sich eine neue Frau zu suchen. Eine, die ihm seinen Erben gebären wird.«

»Was Besseres hätte dir ja dann nicht passieren können.«

Das war mir einfach so herausgerutscht und ich bin ehrlich, das tat mir auch sofort leid. Wobei wir beide vielleicht wirklich in eine Situation geworfen wurden, die gar nicht besser für uns sein konnte. Wäre ich auf der Erde geblieben, dann hätte mich der Hass zerfressen und eines schönen Tages wäre ich ebenso zugrunde gegangen, wie ich viele meiner Gegner zugrunde gehen ließ. Daran hatte ich keinen Zweifel und wenn man das betrachtete, was sie mir gerade erzählt hatte, galt für sie etwas Ähnliches. Wir waren beide am Leben und wir hatten die einmalige Chance etwas ganz Neues aus dieser Situation entstehen zu lassen. Die Chance, unser beider Frieden zu finden.

Ich hatte diesen Gedanken kaum zu Ende gedacht, als sie begann, »Wie war das bei dir? Wann hast du geheiratet?«

Ich musste unweigerlich lächeln, denn diese Frage spülte einfach wundervolle Gedanken in meinen Kopf. »Ich war zwanzig.«

»Und deine Frau?«

»Auch.«

Augenblicklich sah ich Anna vor mir, ihre wilde rote Mähne, die sie kunstvoll zu einem Zopf geflochten hatte. Ihre grünen Augen, die mich liebevoll betrachteten und diese Sommersprossen auf ihrer Haut. Sie war einfach wunderschön und so klug.

»Wurde sie dir versprochen?«, fragte sie und holte mich mit einer unglaublichen Härte wieder zurück in die Realität.

»Nein, das entscheiden wir immer noch allein«, antwortete ich ihr.

»Jetzt hab' ich dir so viel von mir erzählt. Fang an, lass was von dir hören. Wie geht das? Wie entscheidet ihr, wen ihr heiraten wollt?«

Sie blickte mich neugierig an.

»Oh, ich kann da nur für mich sprechen, wie das andere entschieden haben, weiß ich nicht. Normalerweise wird da nicht viel darüber gesprochen. Anna war die Tochter eines Freundes meines Vaters. Kalgrim Vildskov, ihr Vater, war das Oberhaupt der Waldstämme und die Stämme des Lork führten gute Beziehungen zu ihnen, also besuchten wir uns häufig. Dort traf ich sie. Den kleinen Bogen beherrschte sie mit so einer Präzision, dass ihr kaum ein Beutetier entging. An ihrem Initiationsritus wurde

sie im Wald ausgesetzt und musste, nur mit dem Bogen und einem Messer ausgestattet, völlig allein wieder nach Hause finden. Sie bestand die Prüfung und erhielt die Wurzel ihrer Dornenranke, genau wie ich, nachdem ich den Kampf gegen das Wildschwein überstanden hatte. Wir feierten den Sieg über den Tod. Jedes Mal, wenn mein Vater ihren Vater besuchte, sah ich sie. Wir verbrachten jede freie Minute miteinander. Ich ließ mir von ihr vorlesen, diskutierte bis tief in die Nacht und wir küssten uns heimlich. Ja, wir mussten das eine Weile geheim halten, denn mein Haus war noch nicht fertig. Das war ein ungeschriebenes Gesetz, erst wenn ich es geschafft hatte, ein solides Heim für uns zu bauen, durfte ich um ihre Hand anhalten. Was ich tat. Kalgrim befragte seine Frau und seine Tochter und nachdem ich einstimmig angenommen wurde, feierten beide Dörfer vier Tage lang.«

Ich starrte in die Glut und bemerkte nicht, dass sie mich ansah.

»Sie fehlt dir, oder?«, sagte Leila sanft. Mir entwich nur ein Brummen. So nah wollte ich sie jetzt nicht an mich heranlassen. Ich blickte kurz in den Himmel und sagte,

»Lass uns zusammenräumen und noch etwas Abkühlung im Quellteich suchen, bevor wir uns ein wenig in die Höhle zurückziehen.«

Sie nickte und half mir beim Aufräumen. Wir brachten die Reste in die Höhle, löschten das Feuer. Die Knochen gab ich in die Gemüsesuppe, die ich nebenher für den Abend schon vorbereitet hatte.

Die Schilfmatten stellte ich sorgfältig vor den Höhleneingang und drapierte den Efeuvorhang davor. Wie zuvor erwähnt, es war zwar in all den Jahren niemand in meine Höhle eingedrungen, aber dieses 'abschließen' gab mir ein Gefühl von einem Zuhause. Wenig später entledigte ich mich meines Hemds und stieg, diesmal mit Hose in das erfrischende Nass. Ich suchte mir meine seichte Stelle, an der ich mich entspannt etwas zurücklegen konnte und tauchte einmal vollständig unter. Als ich prustend wieder auftauchte, stand sie unschlüssig am Ufer.

»Du kannst ruhig reinkommen, das Wasser ist angenehm kühl und macht die Hitze etwas erträglicher. Du solltest nur auf die Schulter achtgeben. Ich hab' nicht mehr so viel von der Paste. Wir müssen erst noch das Kraut finden und eine Neue ansetzen.«

Sie blickte mich etwas irritiert an und dann fiel mir wieder ein, dass sie sich nie vor mir entkleiden würde.

»Du kannst deine Hose ruhig anlassen, vielleicht die Jacke ausziehen, aber der Rest ist bis heut Abend wieder trocken.«

Scheu begab sie sich langsam in das Wasser.

»Hier bei mir ist es etwas flacher, hier kannst du dich hinsetzen. Der See ist stellenweise sehr tief.«

Sie wagte es und kam tatsächlich näher. Als sie sich so setzte, dass das Wasser bis zu ihrem Bauchnabel stand, betrachtete sie mich neugierig. Ich blickte sie an, sagte aber nichts. Es sah so aus, als suchte sie nach Worten und dann holte sie tief Luft und fragte, »Hat das alles auf deinem Körper eine Bedeutung?«

Jetzt war es raus, vielleicht interessierte sie das schon länger, sie hatte mich ja bereits mehrfach mit demselben Gesichtsausdruck angesehen.

Ich antwortete mit einem einfachen, »Ja.«

Es macht mir eindeutig Spaß, in dieses überraschte Gesicht zu blicken und abzuwarten, bis sie sich weiter hervorwagen würde.

»Diese Bilder sehen aus wie die Kunst, die wir uns an die Wände hängen, um unsere Anwesen zu verschönern. Kann man das hier alles auch so verstehen? Ein Schmuck?«

»Nein.«

»Orrr, kannst du mir nicht einfach erzählen, was es mit deinen Tattoos auf sich hat? Muss ich dir wirklich alles aus der Nase ziehen?«, schnaubte sie wütend. Ich lachte.

»Du kannst ja richtig wütend werden. Wie süß!«

Sie klatschte mit der flachen Hand auf die Wasseroberfläche und spritzte mich voll, sich dabei allerdings auch. Ich musste noch mehr lachen.

»Erzählst du es mir jetzt, oder muss ich dumm sterben?«, fragte sie.

»Du hättest tatsächlich dumm sterben können, wenn ich dich nicht gefunden hätte. Wie kann das sein, dass du nicht lesen kannst!«, brachte ich ihr erst einmal entgegen und fuhr fort, »das werden wir so schnell wie möglich ändern, das verspreche ich dir. Und nun zu deiner Frage. Jedes Tattoo erzählt eine Geschichte aus meinem Leben.«

Ich richtete mich etwas auf, legte meine Zöpfe zur Seite und zeigte ihr meinen Nacken. »Das bin ich, das ist mein Zeichen, das mir von meinen Eltern gegeben wurde, genau wie mein Name. Meine Mutter erzählte mir immer, dass ein Sturm über Lork herrschte, in der Nacht, als sie mit mir niederkam.«

»Ihr erhaltet euer erstes Tattoo als Baby? Oh, unvorstellbar.«

»Nun, andere Völker, andere Sitten. Jedes große Ereignis im Leben kann verewigt werden. Das liegt an einem selbst. Die Prüfung des Initiationsritus hat auf meiner linken Schulter Platz genommen. Von dort aus erwächst die Dornenranke, die jeden Sieg des Lebens darstellt. Wichtig ist hierbei, dass ein Dorn auch einen Sieg über sich selbst darstellen kann. Eine Aufgabe, die besonders schwerfiel und bei der man Überwindung braucht, um sie zu erledigen, auch dies ist ein Sieg. Der Tod hielt erst mit dem Krieg Einzug und du kannst es sehen, denn jeder Tod, den meine Dornenranke enthält, hat eine rote Spitze. Bevor du auf falsche Gedanken kommst. Ich tötete nie ein Kind und niemals einfach aus Lust am Töten.«

Sie blickte mich schweigend an und so fuhr ich fort, »Hier, in der Mitte der Brust, etwas mehr links, dort, wo das Herz sitzt, dort ist Annas Wolke, zusammen mit Tianas Rose.«

»Deine Frau und deine Tochter?«, fragte sie.

»Ja«, ich setzte kurz ab und seufzte, »all das andere sind die Ebenen von Lork, die Wälder von Vildskov, die Berge von Harmaapatra und die Steppe von Ugwadule. Alle vier Stämme der Lafaree und ihre Ländereien. Ich habe in allen vier Landen der Lafaree Abenteuer erlebt, zuletzt gegen meinen Feind gekämpft und die Ländereien zurückerobert.« Ich hatte während der Erzählung auf die jeweilige Körperstelle gedeutet.

»Haben dann die ganzen Metallspangen und Nieten ebenfalls eine Bedeutung?«
Ich lachte, denn ich wusste, auf was sie hinauswollte.

»Das ist in der Tat einfach nur Schmuck. Wie ihr Ketten, Ringe und Ohrringe tragt, so schmücken wir uns mit Silber, Gold und Kupfer in den Haaren, aber nur in den Haaren. Wir stechen keine Löcher durch unsere Ohrläppchen oder tragen Ringe, die uns bei der Arbeit nur behindern würden.«

»Aber dafür stecht ihr euch bunte Bilder in die Haut«, spottete sie ein wenig. Sie schien ein wenig verärgert darüber, dass ich immer wieder lachte.

Nach einer Weile im kühlen Nass, sagte ich, »Lass uns in die Höhle gehen, ein wenig ausruhen. Es ist jetzt so heiß, dass es fast nicht auszuhalten ist und Abkühlung ist erst am späten Nachmittag in Sicht. Dann müssen wir aber unbedingt das Heilkraut suchen und die Paste ansetzen. Du wirst noch einiges davon brauchen, bis die Wunde vollständig zugeheilt ist.«

Leila nickte und stieg aus dem Wasser. Sie griff ihre Jacke und ging schon einmal vor. Ich hörte es im Gebüsch rascheln, dann hörte ich ein bekanntes Schnurren und klacken. Zzila, dieses kleine neugierige Weib. Sie konnte es nicht bleiben lassen, sie hatte unbedingt nachsehen müssen, was wir trieben. Sie war aufgeregt, das war nach all den Jahren schon eine Sensation. Eine Menschenfrau für den einsamen Menschenmann. Wir sprachen uns ab, morgen früh würde ich sie einander vorstellen. Zzila und Karr waren wichtig für unser Überleben hier und deswegen musste Leila erfahren, wer die beiden waren. Keine kuscheligen Schmusetiere, bissige Hausgeister vielleicht, oder eben einfach gute Freunde.

Als ich dann oben an der Höhle ankam, hatte sie schon sorgsam den Efeu zur Seite gehängt und eine der Schilfmatten bewegt. Sie selbst fand ich im Inneren. Sie hatte sich die Hose ausgezogen und ein Fell um die Hüften geschlungen. Ich konnte einfach nicht anders, ich musste schon wieder lachen. Sie blickte mich verärgert an und setzte sich auf das Bett. Ich ging direkt an ihr vorbei in den hinteren Teil der Höhle, holte mir einen langen, kräftigen Lederbündel und ein schönes großes Stück von dem weichen Ziegenleder. Diese Ziegen, sofern man sie erwischte, hatten ein

wirklich köstliches Fleisch und ein wundervoll feines Leder. Ich zog meine nasse Hose aus und band mir das Leder fest um die Hüfte, sodass ich MyLady ganz bestimmt nicht in Bedrängnis bringen würde. Ich ging an ihr vorbei, hob ihre Hose auf und brachte beide nach draußen zum Trocknen. Als ich wieder ins Innere ging, ließ ich den Efeuvorhang herunter und in dem Moment, als ich mich zu ihr umdrehte, stellte ich fest, dass sie ihren Kopf abgewendet hatte und die Hand so hielt, dass sie mich nicht sehen konnte. Es tat mir wirklich leid, aber ich musste abermals laut lachen.

»Keine Sorge, du kannst deine Augen aufmachen, ich bin nicht nackt, wobei das hier meine Höhle ist und ich eigentlich machen kann, was ich will.«

Leila schnaufte böse und blickte mich verärgert an.

»Und da wären wir schon beim Thema. Das hier ist mein Bett und ich werde darin schlafen. Du kannst, bis wir ein zweites Bett gebaut haben, das Fellager auf dem Boden dein Eigen nennen.«

Mit verschränkten Armen stand ich vor ihr und blickte sie streng an. Sie schien nicht zu verstehen, was ich gerade gesagt hatte, denn sie rührte sich keinen Millimeter.

»Ja, was ist jetzt, ich möchte mich hinlegen. Wir halten eine kurze Siesta, bis es wieder angenehmer draußen ist. Dazu möchte ich in 'mein' Bett!« Die Betonung auf 'mein' müsste ihr doch aufgefallen sein.

»Ich geh' ja schon«, erwiderte sie genervt, packte das Fell, das sie um die Hüfte trug und setzte sich auf den Boden. Endlich konnte ich mich auf mein Bett fallen lassen. Der Vertrag, bzw. die Vereinbarung, die wir noch zu treffen hatten, stand zwar noch im Raum, aber ich hatte beim besten Willen keine Lust mehr. Mich drängte hier niemand und bei der Hitze da draußen war es ohnehin fast nicht möglich, großartig etwas zu bewegen. Ich drehte mich ein, zweimal und suchte die perfekte Position und nachdem ich sie hatte, schloss ich meine Augen.

Wenig später spürte ich im Halbschlaf jemanden neben mir. Es war, als läge Anna in meinen Armen. Ich griff zu und zog sie dichter an mich, vergrub mein Gesicht in ihren Haaren und küsste sie in den Nacken. Das war seltsam, die Haare waren so weich, wo war Annas widerspenstige lockige rote Mähne? Das hier war nicht Anna.

Ich schreckte hoch und schubste Leila dabei. Sie fuhr erschrocken hoch und zuckte sogleich schmerzerfüllt zusammen.

»Was zur Hölle soll das?«, fauchte ich sie an.

Eingeschüchtert huschte sie auf den Boden und sagte, »Es tut mir leid. Es war nur, weil ...«

»Wie stellst du dir das vor, dass du dich an mich schmiegst und ich keine biologischen Gefühle bekomme? Ich bin kein Gott, ich kann mich nicht so unter Kontrolle halten. Das hätte jetzt mächtig in die Hose gehen können!«

Ich brüllte und spuckte beim Sprechen, ich geriet immer mehr in Rage, bis sie anfang, bitterlich zu weinen. Das tat mir sogleich fürchterlich leid. Ich rutschte zum Rand des Bettes und setzte mich aufrecht hin.

»Komm her, wir müssen reden.«

Leila schluchzte und schüttelte den Kopf.

»Bitte, ich hab' das nicht so gemeint. Darüber müssen wir sprechen. Leila, du willst das nicht und ich will das nicht.«

Sie blickte mich an und schniefte.

»Ich hatte Angst, da waren so seltsame Geräusche, so ein Knacken und Knarren. Ich wusste nicht, was ich machen sollte, bitte entschuldige. Daran hatte ich gar nicht gedacht.«

In mir brodelte es. Ich wusste, wer für die Geräusche verantwortlich war. »Zzila!«, brüllte ich und Leila zuckte erschrocken zusammen.

Und dann erschien dieses kleine intrigante blaue Fellknäuel mit den überdimensional großen gelben Augen. Sie knarrte, knatterte, fauchte und schimpfte. Ihre Laute kamen dabei in einer so schnellen Abfolge, dass ich kaum verstehen konnte, was sie sagte. Weil ich ja obendrein ohnehin nicht wirklich alles verstand. Zzila näherte sich vorsichtig, blieb in sicherem Abstand vor Leila stehen, neigte den Kopf und starrte sie mit ihren großen gelben Augen an.

»Was ist das?«, fragte Leila erschrocken.

»Das ist Zzila«, antwortete ich und deutete auf den Fellball.

»Was ist Zzila?«

Leila war sehr irritiert, irgendwie war alles zu viel.

»Zzila ist eine Limfie, eine Einheimische. Wir befinden uns auf ihrem Planeten.« Zzila schnatterte wie wild. Sie sagte mir, dass es doch gar nicht so schlimm war, dass die Frau in meinem Bett geschlafen hätte. Das sei doch gut so, dafür gäbe es ja Männer und Frauen. Ich antwortete ihr mit einer Reihe von gleichartigen Lauten. Im Grunde versuchte ich Zzila zu erklären, warum das nicht ging, aber letztlich ließ sie mich nicht wirklich zu Wort kommen. Leila beobachtete die Diskussion. Irgendwann fragte sie, »Unterhaltet ihr euch etwa?«

Zzila und ich hielten inne. Ich antwortete, »Ja, mehr schlecht als recht zwar, aber ja, wir unterhalten uns.«

»Was hat diese Katze gesagt?«, fragte sie.

Ich blickte, sie verstört an.

»Zzila ist keine Katze!«, entgegnete ich empört.

»Ja, was ist sie dann?«

Offensichtlich konnte Leila sich nicht vorstellen, dass sie es hier mit einem intelligenten Wesen zu tun haben könnte. War das der Niedlichkeitsfaktor der Limfies?

»Ein Limfie ist auf jeden Fall keine Katze. Ich habe ihr und ihrem Partner viel zu verdanken. Sie sind viel klüger, als du vielleicht denkst!« Ich musste feststellen, dass mein Ärger noch nicht völlig verdampft war. Mein Blutdruck stieg offensichtlich schon wieder. Wie konnte man nur so ignorant sein?

Daran mussten wir arbeiten, Vorurteile abbauen, vor allem aber an dem Respekt anderen gegenüber. Irgendwie verstand ich das nicht. Niemand hatte Respekt vor ihr gehabt. Niemand hatte ihre Meinung gewürdigt. Warum nutzte sie jetzt dasselbe Muster und stellte sich über andere? Das musste unbedingt in unseren Vertrag einfließen.

»Zzila hat soeben mit mir darüber diskutiert, wie ich mit dir umgehen soll. Sie ist da in ihrer Ansicht, sehr direkt. So ist sie der Meinung, dass wir unsere Differenzen beilegen sollten und nichts würde sich dafür besser eignen als ein ausgiebiger Paarungsakt.«

Leila blickte mich mit großen Augen an. »Sie hat mich mit Absicht erschreckt?« Ich lachte, nickte und blickte sie dabei an.

»Ja.«

»Und ich bin darauf hereingefallen!«, sagte sie mit einem vorwurfsvollen Unterton.

Zzila schnatterte, knackte und endete mit *nock, nock, nock*. Dieses Geräusch hatte ich nach all den Jahren als Lachen identifiziert, weil es immer dann kam, wenn einer von ihnen einen Schabernack mit mir getrieben hatte und ich darauf hereinfiel. Ich versuchte, ihr zu erklären, dass dies im Moment keine gute Idee war. In unserer Heimat waren wir Feinde, das schien etwas zu sein, was Zzila nicht verstehen wollte, oder gar konnte.

Im Augenblick sah es eher so aus, dass ich Leila nicht vertraute und sie mir noch viel weniger. Vielleicht half uns der Vertrag. Die Gelegenheit, darüber zu sprechen, war jetzt mehr als perfekt. Also begann ich.

»Wir sollten uns Gedanken darüber machen, wie unser, nennen wir es Vertrag, aussehen soll.«

»Ich dachte, wir hätten da schon eine Abmachung. Ich helfe dir bei den täglichen Arbeiten und du fasst mich nicht an. Du sagtest oben am Berg, dass dies meine Entscheidung sei. Ich würde entscheiden dürfen, wann ich zu dir gehören will und ich habe vorhin entschieden, dass ich lieber ganz nah bei dir sein möchte, als alleine auf dem Boden.«

Jetzt war ich es, der sie mit offenem Mund anstarrte. »Eh ...«, ich suchte nach Worten und wenn mir auch gerade so viele Gedanken durch den Kopf gingen, ich fand keine. »Das geht aber so nicht«, sagte ich schließlich.

»Was geht so nicht?«

»Du kannst nicht bei mir im Bett schlafen und erwarten, dass ich dich nicht anfasse!«

»Warum nicht?«

Himmel, tat sie nur so, oder war ihr das wirklich nicht bewusst?

»Weil ich ein Mann bin und Männer sich manchmal nicht unter Kontrolle haben«, sagte ich streng.

Jetzt blickte sie mich verständnislos an, »Dann kannst du dich also nicht an die Abmachung halten. Was soll ich jetzt davon denken? Dass der Vertrag nutzlos ist?«, brachte sie hervor.

Ich war schier am Verzweifeln, wusste nicht, wie ich ihr das jetzt erklären sollte und dann fiel es mir auf. Sie konnte weder lesen noch schreiben, sie wusste also nichts von Biologie oder ob ich nach zehn Jahren voller Einsamkeit nicht sehnsuchtsvoll eine intime Zweisamkeit herbeisehnte. Ich steckte in einer Zwickmühle, sie hatte Angst, alleine auf dem Boden zu schlafen und ich hatte Bedenken, dass ich meinen Trieb nicht unter Kontrolle halten würde.

Zzila mischte sich ein, mit einer lauten Folge von knarrenden und knackenden Geräuschen gab sie ihre Meinung zum Besten. Sie hatte uns sehr wohl verstanden. Letztlich überraschte mich das weniger, als es vielleicht sollte, aber Zzila verstand die menschliche Sprache in etwa genauso gut wie ich die ihre. Sie unterbreitete den Vorschlag, dass wir in dieser Hinsicht beide nachgeben sollten. Leila durfte in meinem Bett schlafen und ich übte mich in Selbstkontrolle, dafür würde sie mich im Schlaf nicht erdrosseln oder erstechen oder anderwärtig umbringen. Um ihr Verständnis für meine Lage zu schärfen, sollte sie alles darüber lernen, was es zu lernen gab, vor allem lesen und schreiben.

Zzila hielt diese Prüfung sogar für bedeutungsvoll, damit sich das gegenseitige Vertrauen aufbauen konnte. Die Arbeiten sollten gerecht geteilt werden und Leila sollte ebenso die Verantwortung dafür tragen, dass wir täglich etwas zu essen auf dem Tisch hatten.

Ich übersetzte so gut ich konnte und blickte ihr prüfend ins Gesicht.

»Ist das wirklich das, was sie gesagt hat?«, fragte sie.

Zzila quiekte und nickte zur Bestätigung mit dem Kopf.

»OK, dann will ich das euch mal glauben«, sagte sie.

»Bist du einverstanden, auch, dass ich dein Lehrer werde?«, fragte ich.

»Ja, bin ich, ich will lernen, ich möchte aber, dass du mich auch respektierst.«

»Das tue ich. Ich zolle dir auf jeden Fall mehr Respekt, als es dein Ehemann jemals getan hat«, ich streckte ihr die Hand entgegen und sagte, »schlag ein.«

»Du passt auf mich auf, ja?«, fragte sie und griff meine Hand.

Ich klopfte auf das Bett und sagte, »Komm her.«

Zögerlich setzte sie sich neben mich und ich nahm sie in den Arm.

»Wir werden beide lernen, damit umzugehen. Das verspreche ich dir. Wir haben beide keine andere Wahl, denn ich glaube nicht, dass wir hier wieder wegkommen. Ich werde aber nur solange auf dich aufpassen, bist du das selber kannst.«

Irgendwie ergab das für mich immer noch keinen Sinn. Sie war Soldatin der Galischen Streitkräfte und sie war nicht in der Lage, auf sich selbst aufzupassen? Sollte es wirklich möglich sein, dass ihr Mann sie unbedingt tot sehen wollte? Sie holte mich dann unvermittelt aus meinen Gedanken, als sie fragte, »Meinst du, ich kann lernen, dich zu lieben?«

Jetzt war ich vollkommen perplex und suchte schon wieder nach Worten.

»Das lernt man nicht, das kommt von innen, vom Herzen. Das muss man fühlen und wenn man es fühlt, dann will man es auch.«

Ich drückte sie einmal kurz an mich und sagte dann, »Ziehen wir uns an. Jetzt ist es nicht mehr so heiß und wir können die Pflanze suchen, die ich für die Heilpaste brauche. Außerdem ist es die Jahreszeit der Blutegel, aus denen ich das Zeug gegen die Schmerzen gemacht habe.«

An diesem Tag fanden wir reichlich von der Heilpflanze und setzten sogleich den größten Tontopf an, um in ein paar Tagen diese schleimige Heilpaste zu erhalten. Ganz unten am Hang, abseits des kleinen Baches, der sich aus dem Quellteich ergoss, konnten wir dann drei recht schöne Exemplare des Blutegels herausfischen. Das würde eine Weile reichen, um für Notfälle gewappnet zu sein.

Aufmerksam war sie, lernwillig und sie fragte viel, auch woher ich so viel wusste. Nachdem wir alles, was wir sammelten, verarbeitet hatten, zeigte ich es ihr.

Ich zeigte ihr all die Tontöpfe, Schüsseln und Tiegel, die mein Vorgänger hinterließ, und ich zeigte ihr die Baumrinden, die er mit vielen Worten, aber auch Bildern beschriftet hatte. Das zu lesen, würde ich ihr beibringen, genau wie jagen, sammeln und kämpfen. So ging die Zeit ins Land.

Sie half mir sehr und erleichterte mir vieles, genauso tapfer überstand ich jede Nacht neben ihr. Sie half mir auch, sehr geschickt, mit der Pflege meines Bartes und meiner Zöpfe. Interessanterweise schnitzte sie, mit der Hilfe eines Steines, kleine Schmuckstücke aus Knochen und Nüssen, während ich die Klaue dieses Gronk nicht zu einem Werkzeug machte, sondern zu einem Schmuck für ihre Haare. Sie half mir, die Haare über den Ohren zu entfernen und ich kümmerte mich um ihre Haare. So etwas fördert Vertrauen, zumindest in meiner Gesellschaft, denn ein Meister kümmert sich um seine Lehrlinge. Ich hatte bereits angefangen, ein paar Lederbänder einzuflechten, und gelegentlich nutzte ich eine schöne Waldblume, die leider nie sonderlich lange so frisch und schön aussah. Dank dieser Wunderpaste heilte die Wunde hervorragend. Bald konnten wir also anfangen, die körperliche Fitness zu trainieren. Die brauchten wir, wenn wir einen Ausflug zum Fluss wagen wollten. Die

brauchte Leila aber auch für ihr Selbstvertrauen. Sie musste in der Lage sein, sich selbst zu verteidigen.

Leila war eine dankbare Schülerin. Sie bewältigte ihre Aufgaben immer sehr gewissenhaft. Ich brauchte eine Weile, um festzustellen, dass sie nicht nur immer fitter, sondern auch immer glücklicher wurde. Sie lachte viel, machte gelegentlich einen wirklich derben Spaß, bei dem ich feststellen musste, dass Zzilas Einfluss mächtige Wirkung tat. Die beiden verstanden sich sehr gut, auch ohne viele Worte.

Ich musste mir eingestehen, dass mein Leben durch Leila wieder einen Sinn bekommen hatte. Auch ich konnte endlich wieder fühlen und ich konnte anfangen zu verzeihen. Der Groll wich, aber leider wuchs das Verlangen.

Das Bett hatten wir erweitert. Nach ein paar tiefschürfenden Gesprächen hatten wir uns dazu entschlossen. Leila hatte immer noch Angst, deswegen gab ich nach, auch wenn es mir immer schwerer fiel, ihr zu widerstehen. Ich wusste es ja nicht, ich wusste nicht, woher ihre Angst kam. Ihre Angst vor dem Unbekannten war größer als die Angst, ich könnte ihr zu nahe treten. Ich sollte mich geehrt fühlen, dass sie so viel Vertrauen in mich entwickelte und das nach so kurzer Zeit. Ich würde das noch lernen und es würde mich mehr belasten, als mir lieb war.

* * *

War das nun wirklich alles, was Leila dachte und fühlte? Sicher nicht. Sie ließ es nicht zu, sie wollte nicht, dass er ihr Geheimnis erfuhr. Es schien so, als würde er ihr so viel Verständnis entgegenbringen.

Waren die Lafaree doch viel gesitteter und gebildeter als die Galier? Das klang alles viel zu schön, um wahr zu sein. Sie hatte aber doch selbst gesehen, wie rigoros diese Barbaren gegen ihre Leute vorgingen, oder war das einfach nur eine Reaktion auf das, was davor geschehen war?

Diese Zweifel machten sie verrückt. Und dann brachte er so viel Verständnis für sie auf, aber er schrie sie auch an, war übel gelaunt und herrschsüchtig. Was sollte sie davon wieder denken?

Und dann fühlte sie sich immer mehr zu ihm hingezogen und er wies sie ab. Das war etwas, was sie überhaupt nicht verstand. Sie würde lernen müssen, dass es Zeit brauchte, damit etwas zusammenwachsen konnte, was zusammen gehörte. Nur weil sie ihn wollte, musste das noch lange nicht heißen, dass er sie auch wollte. Zumindest hatte sie ja einen guten Geist an ihrer Seite, Zzila.

Leila schlief mit ihm in einem Bett, teilte sich die Aufgaben mit ihm, sammelte, jagte und bereitete das Essen zu. Sie versuchte alles zu lernen und jede Nacht wünschte

sie sich, er würde sie nochmals so anfassen, wie an dem Tag, an dem sie zum ersten Mal gemeinsam im Bett lagen. Dieses angenehme Kratzen seines Bartes an ihrem Hals. Dieser Kuss, den er ihr auf den Nacken gehaucht hatte. Sie hatte sich dabei so wohl gefühlt, so gewollt und geachtet.

Zzila hatte nicht unrecht, es gab nichts Besseres als einen ausgiebigen Paarungsakt, um Differenzen beizulegen.

2. Buch

Die Aufgabe

Vergangenheit

Es war sicherlich schon ein Monat vergangen, seit ich sie hier, unter der seltsamen Stele gefunden hatte. Verletzt und verängstigt hatte sie dort gelegen. Eine schwierige Situation für mich, denn sie war eine Angehörige der verfeindeten Armee und dann passierte etwas, was ich nicht mehr für möglich gehalten hatte.

Ich lernte zu vergeben. Nach so vielen Wintern der Einsamkeit sprang ich über meinen Schatten. Der Krieg sollte hier enden, hier auf Katalis. Ich, der stolze General Markus von Lork, ließ Gnade walten und kümmerte mich um diesen verletzten Soldaten der Gegenseite. Ich fing an, sie zu mögen. Manchmal dachte ich mir, dass es wohl überwiegend an dem natürlichen biologischen Trieb lag, aber dann beeindruckte Leila mich. Sie war absolut folgsam und fleißig. Aufmerksam beobachtete sie jeden meiner Handgriffe und imitierte diese relativ schnell.

Sie war äußerst geschickt bei der Jagd und viel schneller als ich, wenn es darum ging, den gespaltenen Flachs zu einem Faden zu spinnen. Die Wunde in ihrer Schulter heilte überraschend schnell und schon bald konnte sie den Arm wieder vollständig einsetzen. Das war der Zeitpunkt, an dem ich anfing, mit ihr zu trainieren. Ich wollte, dass sie fit war, wenn wir den großen Ausflug zum Fluss wagten. Zweimal war ich bisher dort gewesen, beide Male kehrte ich mit leeren Händen zurück. Nach meinem ersten Ausflug hatte ich die Höhle mit all den Hinweisen gefunden. Beim zweiten Mal war es mir nicht gelungen, einen dieser Fische zu fangen, die mein Vorgänger nutzte, um seine Tinte herzustellen. Ich konnte also selbst keine Aufzeichnungen anfertigen und ihr somit nicht beibringen, wie man schreibt. Das war etwas, was mir schwer zu schaffen machte. Die Galier gestatteten ihren Frauen nicht, zu lesen oder zu schreiben. Das wollte ich unbedingt ändern, allerdings stellte mich das vor ein großes Problem, denn ich hatte hier keine Bücher.

Mit dem Lesen tat sie sich schwer, weil die Rinden unseres Vorgängers doch sehr eng und klein beschriftet waren. Es war ohnehin erstaunlich, dass dieser Mensch in der Lage gewesen war, Rinde so zu bearbeiten, dass man darauf schreiben konnte und wenn ich das richtig gesehen hatte, mit so einem Pflanzendorn beschrieben, mit dem ich die Löcher in das Leinen stach, um die einzelnen Stoffstücke miteinander zu verbinden. Die Tinte fehlte mir bisher, aber selbst darüber hatte er in meiner Sprache berichtet, sodass ich es verstehen konnte.

Alles, was dieser Mensch hier erschaffen hatte, gab Rätsel auf.

Warum hatte er nichts über sich geschrieben? Warum nur ausgefeilte Anweisungen und seine Vorgehensweisen bei bestimmten Problemen? Meine erste Vermutung, es handle sich um eine Art Tagebuch, war somit hinfällig. Eine Sammlung von Anweisungen für wen? Wusste er, dass ihm eines Tages jemand folgen würde, oder hatte das Ganze einen völlig anderen Grund. Die Landkarte, die sehr detailliert die Umgebung der Höhle abbildete, wirkte eher wie ein Hinweis, wohin man gehen konnte, als dass dieser Mensch sie selbst zur Orientierung nutzte. Natürlich durfte ich nicht jammern, denn der Nachlass war unglaublich wertvoll, wenn nicht sogar überlebenswichtig.

Interessanterweise erzählten wir uns nicht mehr viel aus unserem bisherigen Leben. Welchen Vorteil brachte es mir, wenn ich ihr weiterhin vorwerfen würde, dass ihr Volk Anna und Tiana getötet hatte? Sie war doch selbst Leidtragende ihrer Gesellschaft. Als Frau wie ein Gebrauchsgegenstand behandelt zu werden, stellte ich mir nicht sehr erstrebenswert vor. Man konnte sich schließlich nicht aussuchen, in welchem Geschlecht man geboren wurde. Ich hatte also vor, nicht weiter in der Vergangenheit zu verweilen und ihr zu zeigen, wie die Lafaree lebten. Das erschien mir weitaus sinnvoller, als ihr zu erzählen, wie wir früher gelebt hatten. Wir waren hier gestrandet. Die Rückkehr zur Erde war für mich nur noch ein Wunsch, dessen Erfüllung ich schon lange nicht mehr erwartete. Ich war jetzt nicht mehr alleine, ich hatte eine Ansprache, konnte mich streiten und ich dachte, wir könnten uns irgendwann bestimmt lieben.

Ja, dieser Gedanke ging mir häufig durch den Kopf, würde ich sie irgendwann lieben können? Bisher war das ein reiner biologischer Drang, den ich recht gut unterdrücken konnte. Mir half dabei, den Vergleich zu ziehen. Anna mit ihren wilden roten Locken und den ausgeprägten weiblichen Attributen. Diese Frau war klug und unheimlich frech. Ich war ihr häufig unterlegen, nicht körperlich. Ich liebte ihre grünen Augen, die einen in die Hölle schicken konnten, genau wie ich jede Sommersprosse in ihrem Gesicht liebte. Und dann war da Leila, diese schlanke, feingliedrige Frau, die in ihrem Leben noch nie viel arbeiten musste. Ein Leben mit vielen Annehmlichkeiten, aber ohne jegliche Rechte. Es fiel mir immer noch schwer, dies zu verstehen. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, eine Frau wie ein Stück Vieh zu behandeln, über sie zu herrschen und sie zu benutzen, wenn mir danach war. Das war in meinen Augen so absurd und dann neigte sie wirklich dazu, ihre Kultur zu verteidigen. Manchmal hatte ich das Gefühl, sie würde, genau wie die Männer ihrer Kultur, ihre Macht gegenüber den Untergebenen ausnutzen, wenn sie nur könnte.

Jetzt waren wir aber hier und ich würde dieser interessanten, jungen Frau den Respekt entgegenbringen, den sie verdiente.

Warum sie mir nichts erzählte, erschloss sich mir nicht. Ich drängte sie aber nicht, im Gegenteil. Ich wollte einen Neuanfang, dazu brauchte ich ihre Vergangenheit nicht. Da entwickelte sich etwas anderes als das reine Verlangen. Ich musste dennoch aufpassen, dass ich nicht aus Versehen übergriffig wurde.

Sportlich förderte ich zuerst ihre Ausdauer. Sie sollte möglichst nicht so schnell ermüden, wenn wir anfangen, die Erkundungsausflüge zu erweitern.

Dann ging ich zum Krafttraining über. Zuerst ließ ich sie Holz tragen, dann Steine. Sie mühte sich redlich, ihr Körper brauchte allerdings lange, um ausreichend Muskeln aufzubauen. Immerhin war sie geschickt und schnell. Das würde ihr auf jeden Fall einen Vorteil verschaffen. Das hätte ihr im Kampf viele Vorteile verschafft und ich konnte nicht begreifen, warum man sie darin nie geschult hatte. Wenn man sich überlegt, dass sie sich hier in Feindeshand befand. Sie hatte nie einen einzigen Versuch gewagt, wegzurennen, das war so unlogisch. Eine Lafaree wäre ohne mit der Wimper zu zucken im Wald verschwunden und hätte auf eigene Faust versucht zu überleben. Leila blieb und ich hatte das Gefühl, dass sie für sich keine andere Möglichkeit sah. Vielleicht wäre sie tatsächlich nie in der Lage gewesen, alleine zu überleben. Vielleicht hatte sie das nie in Erwägung gezogen. Wenn ich dann über ihre Kultur nachdachte, also über das, was sie mir erzählt hatte, beschäftigte mich die Vorstellung, dass ihr Mann sie mit Haut und Haaren loswerden wollte. So etwas ging mir nicht in den Kopf, ich konnte das nicht verstehen. Bei uns war eine Trennung der Eheleute geregelt. Die Parteien suchten sich Rat bei einer außenstehenden Person. Wichtig war dabei, dass es auf keinen Fall ein Freund oder ein Familienmitglied sein durfte. Zuerst wurde einzeln beraten. Die Parteien hatten jeweils die Gelegenheit, vorzubringen, was ihrer Meinung nach gegen die Fortführung der Ehe sprach. Befanden die Berater, nach ausführlichen Gesprächen, dass es keinen Sinn mehr machte, an dem Eheversprechen festzuhalten, so durften die Parteien getrennte Wege gehen. In vielen Fällen raufte sie sich wieder zusammen. Oft fester als zuvor. Es war für mich also unvorstellbar, meine Frau ohne irgendeine Ausbildung in den Krieg zu schicken, nur um sie loszuwerden.

Wie zuvor erwähnt, tagsüber harmonierten wir beide beinahe perfekt. Nachts fiel es mir immer schwerer, meine Hände bei mir zu lassen. Ich hätte sie so gerne berührt, ihren Herzschlag gespürt und noch so viel mehr. Ich wollte ihr aber nicht zu nahe treten, sie nicht verschrecken. Tatsächlich war es für mich viel wichtiger, dass sie mir vertraute und ich lernte, ihr zu vertrauen.

Zzila drängte immerzu. Wir sollten endlich diesen Streit beilegen und uns wie normale Menschen benehmen. Normale Menschen würden sich vermehren und Nachwuchs bekommen. Katalis war schon viel zu lange menschenleer und es würde Zeit,

dass sich dies änderte. Sie war so uneinsichtig, als wir versuchten, ihr zu erklären, dass all ihre Versuche, uns zueinander zu bringen, nichts nutzen würden. Leila würde keinen Nachwuchs austragen können. Hier war Zzila der Ansicht, dass sie vorher einfach nur das falsche Männchen gehabt hatte. Sie war nicht von diesem Gedanken abzubringen.

Karr erwähnte beiläufig etwas von einem Experiment und dass Zzila deswegen so erpicht sei. Ich war mehr als nur überrascht, was führten die Limfie im Schilde? Ich dachte, sie wären meine Freunde und ich könnte mich auf sie verlassen. Da ich hierzu keine weiteren Andeutungen vernahm, beschloss ich, diese Aussage zu ignorieren. Vor allem erzählte ich es nicht Leila, weil ich sie nicht beunruhigen wollte. Sie vertraute Zzila, auch wenn sie sich kaum verstanden.

Wir arbeiteten hervorragend zusammen. Die Aufgaben teilten wir uns, aber nicht so, dass jeder eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen hatte, jeder tat, was nötig war und wofür er gerade Zeit hatte. So teilten wir uns das Gerben des Leders oder die Flachsernte. Das Sammeln und Zubereiten des Essens tat immer gerade der, der Zeit hierfür hatte. Nur bei der Jagd ließ sie mir gerne den Vortritt, da es ihr offensichtlich schwerfiel, den Tieren ein Ende zu bereiten.

An einem Tag hatte Leila eine große Menge an Flachs, mit unseren einfachen Werkzeugen aus Stein, geerntet und ja, das ist anstrengend. Sie hatte zudem, etwas Abseits meiner üblichen Erntestellen, ein riesiges Feld davon entdeckt und sie entdeckte noch etwas: Süßgräser, die unserem heimischen Weizen fast identisch waren. Die Ähren waren kleiner, aber optisch vergleichbar. Die Körner waren goldgelb, was darauf schließen ließ, dass sie wohl reif waren.

Nach einer kurzen Rücksprache mit Karr war klar, dass sie wohl essbar waren, nur nicht besonders ergiebig. Er meinte, dass die frischen Halme viel besser seien, da sie süß schmecken und gut satt machten. In diesem vertrockneten Zustand seien sie wohl nicht sehr schmackhaft. Leila wollte das unbedingt ausprobieren, also brachte sie neben dem Flachs noch jede Menge von diesem Süßgras mit und machte sich gleich daran, die Ähren auszuschlagen. Ich musste sie glatt bremsen, nachdem ich festgestellt hatte, dass sie sich die Hände an den scharfen Halmen blutig geschnitten hatte. Also stoppte ich ihren Drang. Wir würden das morgen austesten, wir würden morgen sehen, ob es ihr gelingen würde, ihren Plan durchzuführen und ein Fladenbrot daraus zu backen. Ich versorgte ihre Hände und wir aßen gemeinsam unsere, beinahe schon rituelle, Gemüsesuppe.

Mitten in der Nacht schreckte sie hoch. Ich erschrak, als sie sich aufsetzte und dachte, sie würde jetzt im Dunkeln aufstehen und herumlaufen. Das tat sie nicht, sie rutschte an den äußersten Rand des Bettes, rollte sich zusammen und zog das Fell

über ihren Kopf. Bewusst hatte sie sich von mir abgewandt. Ich registrierte das, dachte mir aber noch nichts dabei.

Am nächsten Tag begann sie sofort, ihren Plan weiter durchzuführen. Am Vortag hatte sie bereits die Körner vom Stängel getrennt. Jetzt begann sie, diese auf einem flachen Stein zu zerstoßen. Sie schlug, drückte und rieb kräftig. Immer wieder entfernte sie Schalen oder Reste der Halme. Immer feiner wurde das Mehl, das sie aus den Körnern gewann. Ich versuchte sie nicht zu intensiv zu beobachten, aber es schien sie gar nicht zu interessieren. Leila war so vertieft in ihre Arbeit, dass ich das Gefühl hatte, gar nicht zu ihr durchzudringen, als ich sagte, ich würde auf die Jagd gehen. Abwesend hatte sie nur genickt. Stolz kam ich mit einer Ziege zurück und musste feststellen, dass Leila ebenso stolz einen Teig angerührt und die Feuerstelle schon so weit vorbereitet hatte, dass ich sie nur noch entzünden musste.

»Ich hoffe, es funktioniert«, sagte sie und blickte mich an. Erst da fiel mir auf, dass sie einen gewölbten Stein in die Feuerstelle hineinplatziert hatte, sodass er sich mit dem Feuer erwärmte. Ich verstand, sie wollte den Teig darauf ausbacken. Unweigerlich musste ich lächeln und sie fragte empört,

»Was gibts da zu lachen?«

»Gar nichts, das ist äußerst klug von dir«, antwortete ich. Sie wirkte so verbissen, irgendetwas war aber doch mit ihr los.

»Alles in Ordnung mit dir?«, hakte ich nach.

»Alles gut, ich hab' nur Brot so vermisst und jetzt hoffe ich, wir können etwas Ähnliches selbst herstellen«, antwortete sie mir. Das klang nicht ehrlich. Da war noch mehr, irgendetwas beschäftigte sie. Ein Traum? Der Grund, warum sie heute Nacht so seltsam gewesen war?

»Du siehst nicht erfreut aus, wenn ich das sagen darf«, brachte ich ihr entgegen und hoffte, sie würde etwas aus sich herauskommen. Sie blickte aber nur erschrocken in mein Gesicht. Wie ein Kind, das man bei etwas Verbotenem ertappt hatte. Sie wollte mit mir nicht darüber sprechen, das war offensichtlich.

»Ich hoffe nur so sehr, dass es funktioniert. Immerhin hab' ich das noch nie selbst gemacht, nur gesehen und ich weiß nicht wirklich, was in den Teig alles reingehört«, antwortete sie mir und damit schien sie mir ihre Verbissenheit erklärt zu haben. Sie war doch so viel klüger, als ich dachte, denn es gelang ihr wirklich lange, ihr Geheimnis vor mir zu verbergen.

»Es kommt normalerweise nicht viel hinein. Salz und Wasser? Hefe haben wir ja nicht«, sagte ich.

»Gut, dann sollte es für dünne Fladen reichen. Ich hoffe nur, dass die Körner wirklich genießbar sind. Wie war das noch? Unser Vorgänger hatte doch geschrieben, dass nicht alles giftig ist, aber essen könnte man es trotzdem nicht«, sagte sie

und ich war erstaunt, sie lernte schnell und setzte vieles gleich um. Ich ließ mich von ihrem Forscherdrang mitreißen und war sehr gespannt. War es uns möglich, so etwas wie Brot zu erschaffen? Ich beeilte mich also, die Ziege zu häuten und zu zerteilen. Im Ganzen war es leider nicht möglich, sie zu grillen. Sie war dafür zu groß, also packte ich zwei Teile in große Palmblätter, die ich eigens dafür im Wald holte und legte diese in die Glut, was sich als praktikabelste Möglichkeit der Konservierung herausgestellt hatte. Die Stücke wurden in der Asche belassen und später mit ein paar Steinen abgedeckt. Sie waren dann noch eine Weile genießbar. Die zwei anderen Teile spießte ich auf einen stabilen Ast, um sie über dem Feuer zu garen. Ulkoknollen hatten geschmacklich viel Ähnlichkeit mit Süßkartoffeln, wuchsen aber eher wie Zuckerrüben. Ich legte zwei so, dass sie in der Glut gegart werden würden, eine weitere schälte ich, zerhackte sie in kleine Stücke und gab sie in den Tontopf, der jedes Mal, wenn wir grillten, gleichzeitig gekocht wurde, damit hatten wir immer eine kräftige Brühe für andere Mahlzeiten vorbereitet. Nach einer Weile fühlte sie über den Stein, ob er ausreichend Wärme hatte, um ihren Teig auszubacken.

Leila nutzte zwei Tontöpfe, die wir zur Verfügung hatten. Im einen hatte sie den Teig, im anderen Wasser. Ich merkte erst, als sie anfang, dass sie das Wasser zum Befeuchten der Hände benötigte. Sie holte etwas von der klebrigen Masse aus dem Topf und verteilte es auf dem Stein. Aufmerksam beobachteten wir beide, was passierte. Mit zwei Stöcken wendete sie das Ganze und wenige Minuten später zog sie es auf ein großes Blatt. Beide waren wir gespannt, wie es wohl schmecken würde und ob sich die ganze Arbeit denn lohnte. Wir waren so neugierig, sodass wir uns die Finger verbrannten, als wir den Fladen aufteilten und was soll ich sagen. Nach so vielen Jahren, ohne etwas Vergleichbarem, war das der Himmel auf Erden. Knusprig, brotig, sättigend und absolut genießbar. Es fehlte nur so etwas wie ein Belag, Butter oder dergleichen. Leila schickte sich an, den restlichen Teig zu verarbeiten, während ich die Ziege grillte. Als ich die erste Keule vom Grill nahm, hatte sie ihren Teig vollständig ausgebacken und einen kleinen Stapel an Fladen produziert. Ich streifte ihr etwas Fleisch auf den Teller und behielt mir die Keule auf dem Stein, auf dem ich normalerweise immer das Fleisch zerteilte. Wir hatten, neben einer großen Zahl an Tontiegeln, nur eine Schüssel für die Suppe, einen Teller und einen Becher. Es war mir tatsächlich bisher nicht gelungen, einen Ton zu finden, den man verarbeiten konnte, und in den Hinweisen des Vorgängers war darüber nichts hinterlegt. Das ist wohl ein Geheimnis, dem wir selbst auf die Spur kommen mussten. Vielleicht ist er nur nicht mehr dazu gekommen, dies aufzuschreiben. Jedenfalls nahm sich Leila einen der Fladen, zupfte Fleisch von dem Stück, das ich ihr gegeben hatte, und gab es auf das Brot. Sie salzte nochmals und streute ein paar Kräuter darüber, dann wickelte sie es ein und biss ab.

Mit halb vollem Mund nuschelte sie, »Es fehlt Butter oder Käse.« Sie schluckte und ich lächelte, als ich es ihr gleichtat.

»Willst du damit sagen, dass ich beim nächsten Mal eine dieser Ziegen mit Jungtier fangen sollte?«, fragte ich.

Sie hielt inne, blickte mich erstaunt an und sagte dann, »Das wäre genial, wir hätten Milch und könnten Käse machen. Vielleicht so etwas wie Butter oder Schmalz.«

»Du weißt schon, dass dies ein großer Schritt in der Evolution gewesen ist? Als die Menschen den Vorteil des Ackerbaus und der Viehzucht entdeckten?«

Sie biss erneut in ihren Fladen, blickte mich an und sagte, »Echt? Das wusste ich nicht.« Sie schluckte und biss erneut in den Fladen, so als ob das nichts Besonderes sei.

Vielleicht bekamen wir eine neue Chance, die Gelegenheit, alte Fehler nicht zu wiederholen. Wir müssten uns nur daran halten ... und dann fiel mir ein, wie weit ich immer noch von ihr entfernt war. Ich konnte Anna nicht vergessen und ich dachte, ich müsste das erst, bevor ich sie in mein Herz lassen konnte. Dabei war es doch so einfach, mich Leila zuzuwenden, es musste ja nicht heißen, Anna zu vergessen.

Wir feierten unseren Fladenbroterfolg mit vergorenem Kapi-Beerensaft. Ebenfalls eine menschliche Errungenschaft, die eigentlich nicht notwendig war, aber dennoch gelegentlich ganz guttat. Das hatte ich rein zufällig entdeckt, als ich versuchte, die Kapi-Beeren aufzubewahren. Die überreifen Früchte verschimmelten nicht, sondern bildeten mit einer Art, natürlicher Fermentation einen ziemlich guten Saft, einen alkoholischen Saft.

Leila war weitere Tage damit beschäftigt, Süßgräser zu sammeln und die Spreu von den Körnern zu trennen. Sie wollte erst mehr davon haben, damit es sich lohnte, die Fladen auszubacken, denn immerhin hielten sie sich gut ein paar Tage. Die Halme des Süßgrases behielt sie und verflocht sie zu Matten, die sich hervorragend zur Lagerung des Brotes eigneten. Ich war wirklich fasziniert von dem Erfindungsreichtum, den sie an den Tag legte. Ich hatte recht, als ich sagte, es konnte ihr nichts Besseres passieren, als hier auf Katalis zu stranden.

Und dann kam die nächste Nacht, in der sie hochschreckte und sie sich ängstlich zusammenrollte.

Wie gern hätte ich sie an mich gedrückt und ihr gesagt, dass alles gut ist, ich wage es nicht. Ich beobachtete, wie sie sich entwickelte. Neben der Ausdauer und der Kraft, fing ich an, ihr Kampftechniken beizubringen. Irgendwann sagte sie mir, dass sie so etwas in den zwei Jahren, in denen sie bei den Streitkräften war, niemals gelernt hätte. Das hatte ich schon vermutet, aber dennoch erklärte es sich mir nicht.

Wollten sie die jungen Frauen an der Front tatsächlich einfach nur loswerden? Waren diese weiblichen Wesen wirklich nur unbequemes Beiwerk des männlichen Lebens?

Wir prügelten uns, was diverse blaue Flecken beiderseits verursachte. Noch war ich zart zu ihr, sollte ich aber merken, dass sie Fortschritte machte und selbst härter kämpfen konnte, dann würde ich ebenfalls härter zugreifen. Sie fing an, um ihr Leben zu kämpfen, und es schien, als gäbe es endlich etwas, wofür es sich lohnte.

Diese seltsamen Situationen, in denen sie nachts hochschreckte und sich dann völlig von mir entfernte, nahmen zu. Sie häuften sich und irgendwann fing ich an, mir Sorgen zu machen. Nachdem das drei Nächte in Folge so gelaufen war, fasste ich mir ein Herz und berührte sie vorsichtig. »Leila, was ist los?«, fragte ich leise. Sie weinte nur und sagte nichts. Leila war nicht bereit, mir zu erzählen, was sie belastete. Was sollte ich tun, sie dazu zwingen? Das lag mir so fern wie nie zuvor, denn ich ahnte bereits, dass gerade der Zwang einer der größten Auslöser dieser ruhelosen Nächte war. Ich gab nach und wahrte respektvollen Abstand. Ich hoffte, dass sie irgendwann von ganz allein eine Erklärung liefern würde.

Wir trainierten und arbeiteten zusammen. Wir schliefen jede Nacht in einem Bett und dennoch lief nichts. Kein biologischer Trieb, keine Art der Machtausübung über den anderen, keine Zärtlichkeiten, oder Ähnliches. Leila wurde immer besser, aber gleichzeitig quälten sie ihre Träume immer mehr. Ich weiß nicht, woran das lag, aber an diesem einen Tag, als wir den Schwertkampf übten, zeigte sie sich von ihrer besten Seite. Es mag wirklich sein, dass ich nicht aufmerksam war, ich gebe aber zu, dass sie bereits viel gelernt hatte. Sie entwaffnete mich und stand dann schwer atmend vor mir. »Mit Verlaub, Mylord, ihr seid tot«, sagte sie trocken. Sie hatte recht, in einem echten Kampf hätte sie mich mit ihrem letzten Hieb erwischt und wahrscheinlich getötet. Ich ging einen Schritt auf sie zu und sie grinste mir frech ins Gesicht. Sie stand ganz dicht bei mir und griff meinen Kopf. Sie blickte mir tief in die Augen und ich musste zugeben, dass diese zwei Farben ihrer Iris noch immer keinen Funken der Faszination verloren hatten.

Während dieses Eisblau mich kühl abstrafte, strahlte dieses Braun etwas aus, was mich dazu veranlasste, ihre Hüften zu umschließen. Ich sah die Schweißperlen auf ihrer Oberlippe und ihrer Stirn. Ich sah, wie sich ihre Nasenwurzel kräuselte und die senkrechte Zornesfalte auf ihrer Stirn verschwand. Ihre vollen Lippen zogen mich völlig in ihren Bann, als sie mich einfach küsste. Das war meine Gelegenheit, Leila küsste mich aus freiem Willen und ich erwiderte ihren Kuss. Zaghafte drückte ich meine Zunge zwischen ihre Lippen und entgegen meiner Vermutung, gab sie nach. Sie gab sich hin, für einen winzigen Moment. Einen winzigen Moment lang schien es, als wäre es möglich, dass wir miteinander verschmelzen könnten und dann lachte Zzila. Leila löste sich sofort von mir und versuchte, sich wegzuschieben. Ich hielt sie

fest, drückte meine Stirn an ihre und blickte ihr in die Augen. Wieder nur einen winzigen Moment lang und ich gab nach. Ich wusste nun nicht, ob sie sich schämte, oder ob sie eine ähnliche Erregung gespürt hatte wie ich. Mit hochrotem Kopf wandte sie sich ab, während Zzila enttäuscht knarrte. Ich blickte böse in Zzilas Richtung und eilte Leila hinterher.

»Bitte warte«, sagte ich und griff ihre Hand. Sie blieb mit gesenktem Kopf stehen und sagte nichts.

»Leila, wir müssen reden«, sagte ich streng und wünschte mir, ich hätte das anders betont. Ich zog sie zu mir und sah, dass ihr die Tränen die Wangen hinunterliefen.

»Was ist los mit dir? Ich dachte, du wolltest das?«, fragte ich vorsichtig. Sie stand mit gesenktem Kopf vor mir. »Erkläre mir das bitte, denn ich möchte dir so gerne nahe sein. Ich warte auf dich und sehe, dass du mit irgendeinem inneren Dämon kämpfst«, forderte ich.

Mit Tränen in den Augen blickte sie mich an und schluchzte, »Du willst mir nahe sein?«

Ich neigte meinen Kopf, um ihr ins Gesicht zu blicken.

»Ja, das will ich«, sagte ich bestimmt.

Vorsichtig hob sie den Kopf und blickte mich an.

»Ich will das auch«, flüsterte sie.

»Warum sagst du das nicht?«, fragte ich und versuchte in ihrem Gesicht zu lesen.

»Weil ich Angst habe«, antwortete sie mir und blickte mich an. Ich konnte die Verzweiflung praktisch sehen, ich konnte es jedoch nicht verstehen.

»Wovor hast du Angst? Du hast mich soeben besiegt und wenn du mich besiegen kannst, dann musst du dich doch nicht mehr ängstigen. Ich verstehe das nicht, vielleicht erklärst du mir das.«

Sie straffte sich, »Ein Kuss ist das eine, eine innige Umarmung die Folge und dann ... das kann ich nicht. Ich kann das nicht ...«, sagte sie und blickte mich verzweifelt an.

»Leila, du warst verheiratet, du willst mir jetzt ...«, ich atmete tief ein und hauchte meinem Atem heraus. Mir war soeben dieser furchtbare Gedanke in den Sinn gekommen. Sie war fünfzehn, als sie verheiratet wurde.

»Was hat er dir angetan?«, fragte ich.

»Ich kann das nicht ...«, wiederholte sie sich.

»Kannst du es mir nicht erzählen, oder willst du das nicht?«, fragte ich vorsichtig. Die Dämme brachen und die toughe Kriegerin, die mich vor wenigen Minuten besiegte und ihren Kuss einforderte, wurde zum kleinen Kind, das hemmungslos weinte. Ich drückte sie an mich, ihren Kopf hielt ich fest an meiner Schulter und ich

wartete, bis sie sich beruhigte. Keine weiteren Fragen, das war mir bewusst. Wenn nur eine meiner Fantasien zutreffen sollte, so konnte ich sie jetzt und in diesem Augenblick verstehen. Sie musste das nicht offenbaren. Ich rechnete damit, dass es ohnehin herauskommen würde, oder es würde an Dringlichkeit verlieren und hoffentlich in Vergessenheit geraten.

Ich flüsterte: »Lass uns im Teich etwas Abkühlung suchen. Es ist heiß und bald noch viel heißer.«

Sie schluchzte, was ich als ja wertete. Ich hob sie hoch und während sie ihren Kopf fest an meine Schulter drückte, trug ich sie zum Teich. Ich stellte sie auf ihre Füße und versuchte, mich wenigstens meines Hemdes zu entledigen. Schwierig, denn sie wollte mich nicht loslassen. Letztlich glitt ich mit ihr auf dem Arm in den Teich und ließ mich nieder. Sie saß wie ein kleines Kind auf meinem Schoß, kauerte sich zusammen und legte ihren Kopf auf meine Brust. Ich tauchte extra nicht zu weit ab, damit kein Wasser in ihr Gesicht schwappte. Schweigend lagen wir so eine ganze Weile im angenehm kühlen Nass. Bis sie dann zaghaft sagte, »Du hast ein wirklich starkes Herz.«

Ich wusste nicht, wie ich das einordnen sollte und antwortete, »Ich glaube langsam, dass ich ein sehr großes Herz habe«, und lächelte dabei.

„Nein, ich mein das ernst, der Schlag deines Herzens ist stark und seine Gleichmäßigkeit beruhigt mich sehr«, sie holte einmal tief Luft und fuhr fort, »Ich danke dir für dein Verständnis.«

Sie hob den Kopf und blickte mir direkt in die Augen.

Ich strich ihr ein Haar aus dem Gesicht und erwiderte ihren Blick wortlos. Sie musste anfangen, das nahm ich mir ganz fest vor.

»Markus, ich kann es dir nicht sagen, du würdest mich nie wieder so ansehen, wie du mich gerade ansiehst und du würdest mich nie wieder so küssen können.«

Sie packte mein Gesicht und drückte mir erneut einen Kuss auf den Mund. Danach stieß sie sich ab und schwamm zum anderen Ufer. Ja, richtig, sie schwamm. Ich hatte sie nie schwimmen sehen, seit wann konnte sie das?

Ehe ich mich versah, war sie raus aus dem Wasser, packte ihre Sachen und verschwand im Wald. Ich blieb mit meinen Gedanken zurück. Es schaukelte sich auf, ich wurde wütend. Was hatte dieses Schwein ihr angetan, das so schlimm war, dass sie nicht darüber reden wollte? Was hatte sie gemeint, als sie sagte, ich könne sie nie wieder so ansehen oder gar küssen, wenn ich wüsste, was es war?

Mich machte das wahnsinnig, meine Gedanken kreisten nur noch darum und dann erschien Zzila mit einem fröhlichen Geknarre. Ich fauchte sie so sehr an, dass sie sofort erstarrte und mich mit großen verschreckten Augen anblickte. Nach einer kurzen Schrecksekunde hatte sie sich erstaunlich schnell gefangen und polterte zurück. Ich mühte mich ab, ihr zu erklären, warum ich so aufgebracht war und stieß

abermals auf ihr Unverständnis. Zzila konnte nicht verstehen, warum ich Leila nicht hinterhergeeilt war. Warum ich sie nicht im Arm hielt und mit ihr darüber sprach. Ich musste mit ihr sprechen, ihr zeigen, dass sie sich auf mich verlassen kann, dass ich kein böser Mann bin. Sie überschlug sich fast mit ihren Lauten. Sie schubste mich und verschwand. Ich stieg aus dem Teich und griff meine Sachen. Welche Gedanken mich im Moment am allermeisten quälten, kann ich gar nicht sagen. Es war wohl eine Mischung aus Wut und Sorge. Ich ging hinauf zur Höhle und sah, dass die Schilfmatte und der Efeu nicht vor dem Eingang waren. Im Inneren unterhielt sich Zzila mit Leila. Nun, so gut sie konnten. Ich blieb einen Moment stehen, wollte hören, was sie sagten. Zwei Sätze und ich stellte fest, dass Zzila nicht in der Lage war, aus Leila herauszubekommen, was vorgefallen war.

Ich lauschte einen Moment und entschloss, die beiden zu stören.

Es machte einfach keinen Sinn, noch länger rumzudiskutieren. Wir waren hier, auf diesem Planeten, die einzigen Menschen, wenn man den Ausführungen der Limfie Glauben schenken konnte.

Was machte es da für einen Sinn, die Dinge der Vergangenheit zu verheimlichen?

Vor allem, wenn sie solch gravierenden Einfluss auf die Gegenwart haben konnten. Ich platzte also mitten in die Diskussion der beiden und gab Zzila zu verstehen, dass sie gehen sollte. »Wir müssen reden«, sagte ich und setzte mich neben Leila. Sie wandte sich ab und schüttelte den Kopf.

»Leila, bitte, wir haben doch gar keine andere Wahl. Wir sind hier völlig auf uns gestellt. Bitte ...«

»Ich kann ... ich kann das nicht«, stammelte sie. »Wenn du mir nicht erzählst, warum du das nicht kannst, kann ich dir nicht helfen. Ich möchte dich verstehen, aber du sollst sehen, was die aktuelle Situation für mich bedeutet.«

Ich neigte meinen Kopf, um ihre Reaktion zu sehen. »Das kannst du nicht verstehen«, erwiderte sie stoisch.

»Wenn ich wüsste, wovon du redest, dann wüsste ich, was ich nicht verstehen kann. Im Augenblick gehen mir viele Gedanken durch den Kopf und zum einen würde ich deinen Mann gerne an die Wand nageln und zum anderen möchte ich dir begreiflich machen, dass dir das nie wieder passieren wird. Egal, was es war.«

»Warum willst du es dann so unbedingt wissen?«, fauchte sie mich an und die senkrechte Zornesfalte auf ihrer Stirn war so tief wie noch nie.

»Weil ich sonst nicht weiß, worauf ich aufpassen muss!«, polterte ich.

Ich war wütend, aber am allerwenigsten auf sie. Ich brachte diese Gedanken nicht aus meinem Kopf. Es war verrückt, sich auszumalen, was ein Mann einer Frau antun konnte, damit sie Angst hat sich hinzugeben. Hatte sie etwa nie die Freuden

einer einvernehmlichen Vereinigung erfahren dürfen? Es konnte ja gar nicht anders sein, dennoch wollte ich jetzt wissen, was vorgefallen war. Sie blickte mich an, zögerte einen Moment und sagte laut, »Nein!«

»Siehst du, schon hätten wir den wesentlichen Unterschied. Du bist vollkommen berechtigt dazu, Nein zu sagen. Das betrifft alles, was uns beide angeht. Du solltest aber berücksichtigen, dass auch ich Nein sagen darf«, ich versuchte, mich richtig auszudrücken. Sie blickte mich nur ungläubig an, daraufhin fuhr ich fort, »Du warst doch gerade so glücklich. Das konnte man spüren, dieser Stolz, der durch dich fuhr, als du mich besiegtest und dann hast du mich geküsst. Freiwillig und ich hatte das Gefühl, das war absolut keine Pflicht.« Mit einer Kopfbewegung versuchte ich dieser 'Pflicht' etwas Nachdruck zu verleihen. Sie schiefte und holte tief Luft, es entwich ihr aber nur ein tiefer Seufzer. Also musste ich weiter machen. »Warum denkst du, dass aus einem Kuss unweigerlich etwas entstehen muss, was du nicht willst? Vertraust du mir so wenig, oder was für eine Vorstellung hast du von dem Zusammenleben?«, bohrte ich weiter.

»Ich kenn' das nicht anders« sagte sie leise und blickte zu Boden.

»Und ich kenne das nicht. Bei uns gibt es keinen Zwang, man küsst sich, wenn man das will, man umarmt sich, wenn man das will und nur wenn beide das wollen, geht es den Schritt weiter. Da darf es keinen Zwang geben, Leila, Zwang zerstört alles.«

Ich nahm sie in den Arm und sie ließ es zu. Sie weinte an meiner Schulter und ich flüsterte, »Schh, so etwas wird dir nie wieder passieren. Das verspreche ich.« Auch wenn ich gar nicht genau wusste, worum es ging. Ich wollte nicht weiter bohren, denn ich merkte, wie sehr sie das belastete. Sie blickte mich an und ihre Tränen rannen die Wangen hinunter.

Ich küsste ihr auf die Stirn und sagte, »Vertrau mir, bitte. Ich werde nichts tun, was du nicht selbst willst.«

Dann ließ ich sie los, zog die nasse Hose aus und legte mich neben sie in unser Bett.

Sie saß noch einen Moment am Rand, tat es mir dann aber gleich. Die nassen Hosen würden jetzt also ein paar Stunden hier rumgammeln, was ich nicht leiden konnte, aber ich beschloss für mich, dass es an diesem Tag keine Rolle spielte.

Eine Weile lagen wir Rücken an Rücken und meine Gedanken hinderten mich am Einschlafen. Aber die tägliche Siesta, während der Sommermonate, musste sein. Bei der Hitze war es kaum möglich, etwas Sinnvolles zu schaffen, es war einfach besser, sich eine Weile Ruhe zu gönnen und dann länger in den Abend hineinzuarbeiten. Im Sommer wurde es nachts ohnehin nie richtig dunkel, da der Mond und der Gasriese erst mit der Morgendämmerung das Spielfeld verließen.

Als ich erwachte, lag ich auf dem Rücken und sie ganz dicht an mich geschmiegt. Sie war immer noch so leicht, überhaupt keine Last. Dennoch wollte ich sie jetzt nicht aufwecken, also drehte ich mich vorsichtig zu ihr. Sie lag bereits so schön in meinem Arm, sodass ich sie nur noch ein wenig näher an mich ziehen musste. Ich vergrub mein Gesicht in ihren Haaren und atmete tief ein.

Dieser angenehme Geruch, den sie ausstrahlte. Ein wenig nach Erde, Laub und Harz. Sehr angenehm und obwohl sie beim Training immer wieder sehr ins Schwitzen kam, roch nichts an ihr unangenehm. Das vernebelte gerade meine Sinne. Fühlte ich mich genau in diesem Moment nur zu ihr hingezogen, weil ich unbedingt einmal Druck ablassen wollte? Als sie sich bewegte, lockerte ich meine Umarmung und tat so, als sei alles reiner Zufall. Vorsichtig stand sie auf, dachte offensichtlich, dass ich noch schlafen würde. Ich ließ sie in dem glauben und bewegte mich nicht. Leise war sie rausgeschlichen und hatte die nassen Hosen dabei mitgenommen. Ich blieb eine Weile liegen und beschloss, dass wir zum Fluss gehen würden.

Wir würden in den nächsten Tagen alles für die Wanderung vorbereiten und dann loslaufen. Ich wollte unbedingt einen weiteren Versuch starten, diesen Tintenfisch zu fangen. Sie musste endlich lernen, wie man schreibt.

* * *

Leila begann sich immer wohler zu fühlen. Markus hielt sein Versprechen und kam ihr nicht zu nahe. Er forderte nur, dass sie sich einbrachte in all die Arbeiten, die täglich anlagen und das, so musste sie zugeben, waren nicht wenige. Es war interessant, was er ihr erzählte und sie versuchte, so viel wie möglich von ihm zu lernen. Schnell hatte sie festgestellt, dass dieses Wissen ein großer Vorteil war. So gerne hätte sie gewusst, was dort alles auf den Rinden stand. Die Karte konnte sie mittlerweile recht gut deuten und genau so fand sie dann die Lichtung, auf der Flachs und das Getreide wuchsen. Sie hatte Getreide schon gesehen und sie hatte Bedienstete beobachtet, wie sie es verarbeiteten und letztlich Brot daraus buken. Sie wollte endlich etwas Eigenes zum gemeinschaftlichen Leben beitragen und so packte sie all ihre Energie in die Herstellung dieser Fladen. Es war logisch, dass Leila stolz war auf ihr Ergebnis und sie fühlte sich so akzeptiert, als Markus dieses Gefühl mit ihr teilte. Sie war also doch nicht nur nutzloser Ballast, so wie Jean das häufig zu ihr gesagt hatte. Und dann waren da eben all die Dinge, die sie mit Jean erlebt hatte. Als sie auf der Lichtung den Flachs entdeckte, hatte sie sich ablenken wollen, zu viele Erinnerungen kreisten in ihrem Kopf. All die Demütigungen, die sie über sich ergehen lassen musste. Sie dachte, das sei normal. Bis sie auf Markus traf. Lafaree waren wirklich in keiner Weise diese grausamen Monster, wie man ihnen weismachen

wollte. Das war Jean. Jean war dieses Monster und genau dieses quälte sie jede Nacht. Je mehr Leila lernte, desto wohler fühlte sie sich in Markus Gegenwart. Sie achtete sehr darauf, seinen Anweisungen exakt zu folgen. Er hatte hier völlig allein überlebt. Definitiv, war er der ältere und erfahrenere hier und er hielt sich an die Abmachung. Markus hatte viel Geduld mit ihr und er forderte sie. Da blieb es nicht aus, dass sie sich immer mehr zu ihm hingezogen fühlte. Sie trainierte bis zum Umfallen und dann kam diese Gelegenheit. Leila hatte gesehen, dass er unaufmerksam war und sie reagierte sehr schnell. Sie schlug ihm seinen Stab aus den Händen. Was für ein Hochgefühl. Noch nie hatte sie das so gefühlt, sie war noch nie so stolz auf sich selbst und dann küsste sie ihn einfach. Das hatte sie ebenfalls noch nie gemacht, einen Mann von sich aus geküsst und das war ebenfalls neu und aufregend. Eigentlich wollte sie sehen, wie weit das gehen würde, aber der Dämon der Vergangenheit tauchte auf. Die Angst vertrieb dieses Hochgefühl und sie fing an, sich zu schämen. Ein unsinniges Gefühl, denn es gab nichts, vor dem sie sich schämen müsste. Dennoch wollte Leila nicht, dass Markus erfuhr, was sie so bedrückte. Sie wollte diesmal wirklich alles richtig machen. Dieser Mann gab ihr so viele Freiheiten, er zeigte ihr, wie sie sich selbst verteidigen konnte, wie sie vielleicht sogar allein überleben könnte. Es fühlte sich so richtig an und dennoch machte es ihr eine Heidenangst. Wenn Jean sie geküsst hatte, lief das immer auf dasselbe hinaus und das war alles andere als schön. Davor hatte sie Angst. Sie hatte Angst, dass es so werden würde, wie es mit Jean war.

Der Fluss

Solange ihre Schulter nicht vollständig einsatzfähig war, hatte ich große Ausflüge vermieden.

Als es ihr besser ging, hatte ich sie trainiert und nun ging es ihr körperlich so gut, dass sie mich tatsächlich in einem Kampf geschlagen hatte. Die körperlichen Wunden waren verheilt, aber es schien mir, dass der Geist noch litt. Vielleicht konnten wir gemeinsam etwas daran ändern. Vielleicht tat ihr ein wenig Ablenkung gut. Also begann ich, unseren Ausflug vorzubereiten.

Wir studierten die Karte und versuchten, uns die Route gut einzuprägen. Immerhin mussten wir den Weg zurück finden. Selbst wenn uns die Limfies mit Sicherheit dabei behilflich sein würden, so wollte ich, dass wir das auch selbst konnten. Leila buk einige Fladen und verpackte sie sorgfältig mit den verwebten Halmen. Ich hatte Fleischstücke im Bananenblatt gegart und ebenfalls sorgfältig verpackt. In all den Jahren war ich nur zwei Mal am Fluss. Beide Male hatten die Flussmonster meinen Forscherdrang abrupt gebremst. Ich hatte nicht nur einen Heidenrespekt vor

diesen Viechern, nein, sie ängstigten mich und ich fühlte mich am Flussufer einfach nicht wohl. Nur gab es ausgerechnet dort den Tintenfisch und, das hatte ich nachgelesen, die Bäume, deren Rinden sich, gemäß meines Vorgängers Beschreibung, gut als Papierersatz nutzen ließen. Dieser Fluss, zu dem wir lange vor Sonnenaufgang aufbrechen wollten, war der größte, den man vom Berg oberhalb der Stele sehen konnte. Katalis war mit vielen Flüssen durchzogen, aber dieser eine war so breit, dass er den Wald sichtbar teilte.

Der Sommer machte diese Jahr wirklich seinem Namen alle Ehre. Die beste Zeit, um sich auf den Weg zu machen, war also noch fast in der Nacht. Auf Katalis wurde es dank des Gasriesen praktisch nie stockdunkel. Im Winter gab es ein oder zwei Wochen, aber dann thronte dieser große Ball am Himmel, alles war durch sein fahles Licht erhellt. Ich hatte also wenige Stunden geschlafen, war aufgestanden und kontrollierte unseren Proviant, den wir uns auf den Rücken binden würden. Drei Schläuche mit Wasser hatte Leila gefüllt und hergerichtet. Sie stand auf und machte sich fertig. Ich half ihr dabei, ihre Beine zu schützen. Wir waren uns einig, dass niemand scharf auf Insektenbisse war. Da wir noch in der Nacht losliefen, hatten wir unsere Jacken an. Meine Schuhe hatte ich schon lange durch selbst gefertigte Mokassins aus Leder ausgetauscht. Leilas feste Schuhe ergänzten wir jedes Mal durch ein Leder, welches wir ihr um die Waden wickelten. So war sie bestens gegen die beißwütigen Krabber gewappnet. Das Wasser würde sicherlich bis zum Fluss reichen. Wir banden uns unsere Beutel gegenseitig auf den Rücken, gingen sicher, das Feuer gelöscht zu haben und ich stellte die Schilfmatte an Ort und Stelle, während Leila sorgfältig den Efeu darüber drapierte. Danach marschierten wir los.

In sicherer Entfernung wurden wir von den Limfie begleitet. Allerdings hatte ich die beiden gebeten, sich zurückzuhalten. Leila brauchte diesen Ausflug. Vor allem wollte ich, dass sie sich bewusst wurde, dass sie das auch ohne die Hilfe von außen bewältigen konnte. Mein letzter Ausflug zum Fluss war schon so lange her, sodass ich gar nicht mehr wusste, wie mühselig sich das gestalten konnte. Das Dickicht hatte sich seither noch dichter verwoben und zwang uns immer wieder, es zu umgehen. Ich hoffte, dass wir uns dadurch nicht verließen. Gut, zur Sicherheit waren die Limfie dabei, aber das wusste nur ich. Wie ich schon sagte, ich wollte, dass Leila diese Erfahrung machte, ohne zu wissen, dass ihr jemand jederzeit zu Hilfe kommen konnte. Ja, ich war bei ihr, aber letztlich hatte auch ich den Weg zu den Stelen nicht zurückgefunden.

Stellenweise waten wir knietief durch Bäche oder brackige Pfützen. Dort, wo es ging, schlugen wir uns mit den Speeren und den Holzknüppeln durch das Gestrüpp. Das war anstrengend und so kam es, dass wir weitaus früher unser Lager aufschlugen, als ursprünglich geplant. Bei der Hitze war es nicht möglich, lange Zeit durchzuhalten. Wir suchten uns ein schattiges Plätzchen, prüften den Untergrund,

auf irgendwelches Ungeziefer und Unebenheiten, schließlich wollten wir hier in Ruhe unser Mittagsschläfchen halten. Dennoch war es nicht angenehm, so verschwitzt und dreckig eine Pause einzulegen. Zusätzlich verlängerte sich unsere Reisezeit, leider.

So saßen wir dann, vor der Sonne geschützt, im Dickicht und warteten darauf, dass die Hitze etwas nachließ. Leila hatte Fladenbrot ausgepackt und kaute gedankenverloren auf einem Bissen herum.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte ich. Sie nickte.

»Sag mal, bilde ich mir das eigentlich ein, oder gibt es hier dieselben Pflanzen, wie auf der Erde, nur viel größer?«, fragte sie.

Ich musste unweigerlich lächeln.

»Warum lachst du? Ich weiß, ich kenn' mich nicht sonderlich gut damit aus, aber ein paar Pflanzen hab' ich früher schon gesehen. Der Farn hier ist groß wie ein Baum und die Blüte einer Schlüsselblume, groß wie ein Laib Brot.«

Sie wirkte fast beleidigt, als ich weiterhin lächelte.

»Ich hab' dich nicht ausgelacht, Leila. Es freut mich, dass du solche Dinge bemerkst. Manche Sachen sind größer, andere wieder viel kleiner«, erklärte ich und reichte ihr ein winziges Blatt. »Das ist ein Eichenblatt. Hier ist es hundertmal kleiner als in unserer Heimat und ich selbst musste mehrfach hinsehen, bevor ich diese winzigen Bäume erkennen konnte. Sie sehen fast aus wie Moos, ähneln in ihrer Struktur aber den Bäumen unserer Heimat«, erklärte ich.

»Ist dann alles irgendwie genau umgekehrt?«, fragte sie.

»Nicht alles. Denk an die Hasen oder die Ziegen und es gibt die Limfie. Soviel ich weiß, sind sie nicht die Einzigen ihrer Art hier. Nur eben die Einzigen in unserer Nähe.«

»Du meinst, es gibt noch andere Wesen hier?«, fragte sie.

»Ich bin mir ziemlich sicher. Wie lange dachten die Menschen, sie seien die einzigen im Universum und sieh uns an, wir sitzen in einem riesigen Wald, auf einem Planeten, wahrscheinlich sogar nur ein Mond, der um einen riesigen Gasriesen kreist. Die Bedingungen hier sind optimal, es gibt Luft zum Atmen, Wasser zum Trinken und Nahrung im Überfluss. Nur Metall gibt es hier nicht. Das macht das Überleben mühselig, aber vielleicht ist das ganz gut so.« Ich legte eine kleine Schweigeminute ein, in der ich diesen Gedanken reifen ließ. Sicher, es war immer mühselig, mit den Steinsplittern die Dinge zu bearbeiten. Es hatte aber definitiv seine Vorteile. Leila dachte ebenfalls nach und sagte dann,

»Es ist gut, dass es hier keinen Stahl gibt. Wir hätten uns doch schon lange die Kehlen aufgeschlitzt.«

Betroffen blickte sie zu Boden und ich musste ihr zustimmen. Was hatte dieser elende Krieg nur aus uns Menschen gemacht? Ich lehnte mich an den Baum, unter dem wir im Dickicht rasteten und schloss die Augen. Ein wenig ruhen während dieser

unerträglichen Hitze. Selbst den Grillen war es heute zu heiß. So leise wie an diesem Tag war es selten. Immerhin gab es hier eine Fülle an Vögeln und anderem Getier. Ob diese nun auch so intelligent waren, wie die Limfie, war fraglich. Lange hatte ich überlegt, ob es noch andere intelligente Lebewesen auf Katalis gab. Vielleicht einmal, vor langer Zeit. Vielleicht gab es einst wirklich Menschen hier und eine winzig kleine Hoffnung hegte ich weiter, dass wir vielleicht nur noch keinen Menschen begegnet waren, weil ich bisher immer nur auf der einen Seite des Flusses gewesen war. Es war unmöglich, diesen Fluss zu queren, selbst wenn es mir gelingen sollte, ein stabiles Boot zu bauen. Die Flussmonster machten so ein Unterfangen unmöglich. Ihrer Beißkraft hielt kein Holz stand. Wir saßen schwitzend und erschöpft im Dickicht und versuchten, etwas Ruhe zu finden. Sobald es abkühlte, würde ich zum Aufbruch drängen. Wir mussten noch ein Stück laufen, bevor wir zu dem Baum gelangten, auf dem ich das letzte Mal die Nacht verbrachte. Damals hatte ich das Gefühl, ich sollte lieber nicht auf dem Boden schlafen. Es war ein Gefühl, ich wusste nicht, dass es andere Raubtiere, als das Flussmonster gab. Ich war bisher noch keinem solchen Tier begegnet, glücklicherweise.

Der Wald lichtete sich und wir standen auf einer großen Lichtung. Der allgegenwärtige Geruch nach feuchter Erde und Harz wurde durch einen blumigen Geruch nach Blütenhonig durchbrochen. Man konnte den großen Baum, in dessen tief herabhängenden, kräftigen Astgabelungen ich damals meinen Schlafplatz gerichtet hatte, kaum übersehen. Leila seufzte erleichtert. Es schien, als fühlte sie sich im Laufe der letzten Stunde zunehmend unwohl. Hier, auf der Lichtung, gab der Gasriese ausreichend Licht, sodass wir ohne die direkte Sonne in der Lage waren, unser Nachtlager aufzuschlagen. Ich legte meinen Beutel mit dem Proviant ab und kletterte auf den Baum. Leila beobachtete mich unsicher und ich ermutigte sie, solange es noch hell genug war, ein paar Dinge zu sammeln, so benötigte ich ein paar große Palmblätter. Sie legte ihre Taschen ab und machte sich sogleich auf die Suche. Wenig später erschien sie mit einigen ausgewählten Palmwedeln und reichte sie zu mir herauf. Ich hatte eine Astgabelung ausgesucht, die stark genug war, um uns zu tragen, aber dennoch nicht zu tief herunter hing. Ich weiß nicht warum, aber ich hatte das Gefühl, dass uns noch etwas ganz anderes überraschen könnte.

Ich verflocht die Wedel zu einer stabilen Matte und fixierte sie mit Lianen, die Leila entdeckt hatte. Unsere Beutel mit dem Proviant hängte ich an einen abgebrochenen Ast und dann half ich ihr nach oben zu klettern. Wir aßen gemeinsam einen Fladen mit Fleisch und Ulkoknolle und vermissten beide die Soße, die das Ganze doch etwas delikater gemacht hätte. In einem angeregten Gespräch tauschten wir die Ideen, wie wir eine herstellen könnten und der Gedanke an das Einfangen einiger Ziegen wuchs. Wir wären vielleicht wirklich in der Lage, sie zu zähmen und zu

melken und Milch oder Käse herzustellen. Wir sollten uns auch auf die Suche nach dem Ton machen, aus dem unser Vorgänger die Schale und den Teller sowie all die Töpfe und Tiegel gefertigt hatte. Eine Pfanne, in der wir, mit etwas Fett, Fleisch anbraten konnten, gäbe bestimmt einen tollen Bratensaft, den man dann wiederum zu einer leckeren Soße verarbeiten könnte. Ich war begeistert von dem Einfallsreichtum, den Leila an den Tag legte. Warum hatte man sie das niemals ausleben lassen? Sie wäre ein wirklich gutes und produktives Mitglied unserer Gemeinschaft gewesen. So wie es schien, war ihr das in die Wiege gelegt worden. Ich war schon gespannt, was da noch alles zum Vorschein kam, fühlte es sich doch an, wie die Seiten eines unbeschriebenen Buches, die erst gefüllt werden müssten. Ich hatte einen Lehrer, der mich für den Kampf vorbereiten sollte, aber mein Kopf war so voll von Informationen und ich war nicht mehr in der Lage, viel mehr aufzunehmen. So sagte er eines Tages zu mir: 'Leere die Seiten deines Buches, nur so bist du offen für Neues.' Nachdem ich das verstanden hatte, nachdem ich verstanden hatte, was er damit meinte, fiel es mir viel leichter, seine Lektionen zu verinnerlichen. Leila war ein unbeschriebenes Buch und sie würde jetzt auf jeden Fall in die Richtung gehen, in die ich sie leitete. Keine Fehler, die durfte es jetzt nicht geben. Ich musste aus ihr eine Lafaree machen, um Werte wie Empathie, Nächstenliebe und Zusammengehörigkeit zu festigen. Dennoch war mein ehrgeiziger Plan mit vielen Fehlern behaftet, die uns leider noch zu schaffen machen würden. Aber das wusste ich zu diesem Zeitpunkt nicht und ob das nun gut war oder nicht. Ich weiß es nicht. Immerhin dachte ich, wir wären für ewig hier gefangen, allein, nur wir beide. Sogar der Nachwuchs würde uns verwehrt bleiben, sollte sich Leila dazu entschließen, die Vergangenheit hinter sich zu lassen.

Nach unserem ausgiebigen Gespräch legten wir uns auf das Geflecht, das erstaunlich stabil war. Leila legte sich in meine Arme und wir betrachteten durch das Blätterwerk hindurch den Himmel. Deutlich war der Gasriese zu sehen. Die Farben eines Regenbogens umschlossen ihn, aber nicht gleichmäßig, sondern in Wellen oder durch andere Farben gekreuzt. Wir sprachen über das Universum und ich erklärte ihr das Modell der Galaxie. Das, was ich darüber wusste, versuchte ich so verständlich wie möglich darzulegen. Ich erklärte ihr die Planeten unseres Sonnensystems und dass ich vermutete, dass Katalis nur ein Mond des Gasriesen war. Nicht wie unsere Erde, ein Planet, der sich um die Sonne drehte. In unserem heimatlichen Sonnensystem gab es so einen Gasriesen nicht. Deswegen vermutete ich, dass wir in einer völlig fremden Galaxie gelandet waren.

Leila hörte meinen Erklärungen schweigsam zu und sagte irgendwann: »Ich fühle mich so winzig, wenn ich auf diese riesige bunte Murmel blicke. Sind wir wirklich nur ein Staubkorn in all diesen riesigen Universen?«

Ich blickte sie an und sagte: »Besser hätte ich es nicht ausdrücken können.«

»Das bedeutet, dass du es auch nicht weißt, hab' ich recht?«, hängte sie an und ich antwortete: »Du hast recht, ich weiß es nicht.«

»Was glaubst du, werden wir das herausfinden?«, fragte sie.

»Es spielt doch keine Rolle, was ich glaube. Wir sind hier und fast alles, was es hier auf Katalis gibt, existiert auf der Erde nicht und wenn, dann sind die Dimensionen vertauscht. Ich denke, wir beide haben die einmalige Chance, unseren ganz persönlichen Frieden zu finden, nur das zählt für mich.«

Ich räusperte mich, um meine trüben Gedanken zu vertreiben. Leila kuschelte sich an mich, und wenige Minuten später hörte ich ihren gleichmäßigen Atem. Sie war eingeschlafen. Ich blickte noch eine Weile durch die Baumkrone in den Nachthimmel und schlief dann auch.

In den frühen Morgenstunden erwachte ich durch ein seltsames Geräusch. Es klang wie eine Mischung aus dem Schnüffeln eines Hundes, der eine Spur aufgenommen hatte, und dem Schnauben eines Pferdes. Ich richtete mich auf und suchte im fahlen Licht des Gasriesen nach der Ursache und dann sah ich sie. Eine Gruppe hundeähnlicher Wesen. Von der Statur her erinnerten sie mich an Hyänen, die Hinterläufe waren kürzer als die Vorderläufe. Der Brustkorb der struppigen Gesellen war mächtig ausgeprägt, was auf einen kraftvollen Angreifer schließen ließ.

Angespannt beobachtete ich, was diese Gruppe von sechs Tieren auf dieser Lichtung tat. In all den Jahren hatte ich sie nie bemerkt. Waren das nun eher Wölfe oder Hunde? Auch ihre Fellfärbung irritierte mich ein wenig, denn ich konnte sie nicht zuordnen. War das grau oder braun? Im schummrigen Licht konnte man das kaum unterscheiden.

Als Leila mich anfasste, rutschte mir vor Schreck das Herz in die Hose. Gerade noch schlief sie, schon hatte sie sich aufgerichtet und sich ebenfalls auf die Lichtung konzentriert. Sie flüsterte mir zu: »Was ist das?«

Ich legte den Zeigefinger auf meine Lippen, weil ich das Gefühl hatte, dass wir möglichst kein Geräusch machen sollten, aber es war schon zu spät. Die Tiere hatten uns wahrgenommen, hoben sofort die Köpfe und wandten sich uns zu. Sechs Köpfe, die zuerst intensiv den Waldboden geschnüffelt hatten, drehten sich uns zu und ich sah zum ersten Mal das Gesicht dieses Wesens. Ich spürte, wie Leila ihre Fingernägel in meinen Unterarm grub und versuchte, ihr Entsetzen zu unterdrücken. Mein Forscherdrang betrachtete diese Wesen mit einer respektvollen Distanz. Auch wenn ich wirklich neugierig war, als ich in das Gesicht dieses Räubers blickte, war mir durchaus klar, dass ich keine direkte Bekanntschaft mit einem von ihnen machen möchte. Dieses Wolfstier hatte vier Ohren, die sich perfekt in jede Richtung ausrichten konnten. Es konnte also auf die feinsten Geräusche reagieren. Obendrein besaß es vier Augen. Die Hauptaugen wirkten wie die Augen eines Hundes, die zusätz-

lichen Augen lagen etwas weiter vorn am Nasenrücken. Dieser endete nicht wie gewohnt in einem Nasenspiegel, sondern in Nüstern, ähnlich derer eines Pferdes, die links und rechts des Nasenrückens angeordnet, für das auffällige Geräusch sorgte. Erschreckenderweise begab sich das größte Tier genau zu unserem Baum, stellte sich am Stamm auf und just in dem Moment, als ich dachte, es würde anfangen zu jaulen oder zu bellen, stimmte es einen faszinierenden Gesang an. So faszinierend, dass ich dachte, ich hätte langsam nicht mehr alle Sinne bei mir. Beinahe wäre ich herabgestiegen, aus meinem sicheren Nest in der Höhe und fast hätten wir beide das getan, hätte nicht plötzlich ein grausiges Kreischen den Himmel erfüllt. Der Gesang verstummte abrupt, genau wie das Gefühl, dem unbedingt nachzugeben. Wir hörten das Schlagen von Flügeln, von großen Flügeln und die sechs Wolfs-ähnlichen Tiere huschten auf leisen Pfoten in das Unterholz. Das Geräusch des Flügelschlags entfernte sich in die gleiche Richtung, in der die Wolfstiere verschwunden waren. Leila blickte mich verstört an und hauchte, »Was war das?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich und fügte hinzu, »ich habe diese Tiere noch nie gesehen.«

Gab es also doch mehr auf Katalis, als ich mir eingestehen wollte?

Ich würde die Limfie auf jeden Fall bei der nächsten Gelegenheit darauf ansprechen. Zusammengekauert verbrachten wir den Rest der Nacht. Keiner von uns beiden konnte ein Auge schließen, so sehr beschäftigte uns das. Als die Sonne die ersten Baumwipfel beleuchtete, begann ich, unsere Sachen zusammenzupacken. Leila tat es mir gleich und band sich ihren Proviantbeutel auf den Rücken, bevor sie sich vorsichtig am Stamm heruntergleiten ließ. Ich fand das sehr mutig, da sie als erste die Lichtung betrat und gar nicht lange wartete, bis ich ihr folgte. Sie hielt den Speer bereit und beobachtete den Waldrand. Ich war stolz auf sie, als ich den Stamm hinunterglitt und ihr folgte. Leila hatte viel gelernt, sie hatte viel Selbstbewusstsein aufgebaut und sie bewies mir deutlich, dass ich mich auf sie verlassen konnte. Sie vertraute mir, weil ich schon so lange hier war. Wie sollte ich ihr das dann erklären, dass ich ebenfalls noch nie etwas von diesen Tieren gesehen hatte?

Es beruhigte mich ein wenig, dass sie keine Fragen stellte. Vielleicht hatte sie gedacht, dass ich wusste, wie wir damit umgehen mussten, weil ich sie ermahnte, still zu sein. Egal, ich würde ehrlich zu ihr sein und ihr erklären, dass ich diese Wesen nicht kannte und schon gleich gar nicht dieses fliegende Etwas, das wir nur gehört und nicht gesehen hatten.

Stunden später erreichten wir dann endlich das Ufer des Flusses. Während ich meine alte Raststätte anstrebte, merkte ich nicht, dass sich Leila nicht mal entkleidete, als sie sich mit freudiger Wonne ins Wasser begab.

Hatte ich wirklich vergessen, sie zu warnen? Wie konnte ich nur?

Sie stand schon bis zum Bauchnabel in dem angenehm kühlen Wasser, als ich sie ruppig zur Seite stieß, um sie vor dem Angriff des Flussmonsters zu bewahren. Glücklicherweise landete ich gleich mit dem ersten Stoß einen Treffer. Der Speer bohrte sich durch das weit aufgerissene Maul des Viehs und mit einem kräftigen Schwung gelang es mir, das Monster mitten auf den Sandstrand zu katapultieren. Ich packte Leila und zog sie eilends an Land, bevor sich auch schon die Horde der restlichen Fischmonster über sie hermachen konnte. Das Wasser brodelte durch die Bewegungen und man hörte das Schnappen der messerscharfen Kiefer. Ein gruseliges Geräusch und Leila stand am Ufer und betrachtete das schäumende Aufbegehren dieser hungrigen Flussmonster mit Entsetzen.

Ich war wütend, vor allem auf mich selbst. Mir war es im Traum nicht eingefallen, Leila nach dieser Nacht auf etwas vorzubereiten, was noch viel gruseliger war als diese Wolfswesen. Wütend trat ich mit Schwung gegen das gestrandete Monster und kickte es dabei noch ein weiteres Stück den Strand hinauf. Mich interessierte es keine Sekunde, dass es dort lag, japste, die Kiefer zusammenschlug und mit den Kiemen flatterte, bis es in den letzten Zügen seine vier Augen verdrehte und sein Leben aushauchte. Es hätte mich mit gleicher Genugtuung verspeist, also warum sollte ich Mitleid haben? Verrückt, worüber ich mir alles Gedanken machte, oder?

Ich war einfach nur froh, dass Leila nichts geschehen war und ich konnte ihr nicht mal einen Vorwurf machen, war ich es doch, der vergessen hatte, ihr zu sagen, dass sie niemals in diesen Fluss gehen durfte. Sie stand immer noch wie angegossen am Ufer und blickte starr auf das schäumende Wasser vor ihr. Gierige Kauleisten in verschiedenen Größen versuchten sich zu übertreffen und ein winziges Stück der gewitterten Beute zu erhaschen. Sie wäre diese Beute gewesen und ihr Gesichtsausdruck zeigte mir, dass sie das wusste. Sie blickte mich vorwurfsvoll an und hatte absolut recht damit.

»Leila, es tut mir leid, aber ich kann jetzt nicht«, fauchte ich und wandte mich ab. Ich ballte die Fäuste, stampfte in den Sand, sodass er davonstiebte und ließ meinem Frust freien Lauf. Hatte ich sie nicht leichtsinnig in diese Falle laufen lassen, obwohl ich um die Gefahr wusste? Ich hätte sie durch eines dieser Monster verlieren können. Hier stand ich jetzt, wütend und verzweifelt und wurde mir gerade bewusst, dass mir bereits viel mehr an ihr lag, als nur eine nette Gesellschaft. Ich wollte auf keinen Fall, dass ihr irgendetwas passieren würde, ich fühlte mich bereits viel mehr zu ihr hingezogen, als ich mir eingestehen wollte und ich hatte das gerade alles aufs Spiel gesetzt.

Ich zuckte zusammen, als sie mir sanft die Hand auf die Schulter legte. Sie sagte nichts, sie blickte mich mit ihren zweifarbigen Augen nur an, da war kein Vorwurf in ihrem Gesichtsausdruck, was mich veranlasste, sie fest zu umfassen und an mich zu ziehen. Ich flüsterte, »Es tut mir leid«, in ihr Ohr. Leila erwiderte die

Umarmung und drückte sich fest gegen mich. Sie sagte nichts. Zum ersten Mal spürte ich ihren Herzschlag, ganz nah bei mir und dann flüsterte sie. »Es muss dir nichts leidtun.«

In diesem Moment war ich ihr so nah wie nie zuvor, jetzt und hier schien alles möglich und ich war mir sicher, dass sie sich jetzt völlig hingeben könnte. Einen Moment nur und ich war mir darüber im Klaren, dass dies einfach nur ein Ausnutzen der Situation wäre, also küsste ich sie auf die Wange und wisperte, »So weit ist es noch nicht und du weißt, dass es jetzt falsch wäre.« Ich hatte mein Verlangen scheinbar gut unter Kontrolle.

Sie legte beide Hände auf meine Wangen, drückte ihre Stirn an meine, blickte mir tief in die Augen und sagte, »Jetzt noch nicht, aber wer weiß.«

Sie straffte sich, was man in jedem Muskel spüren konnte, löste ihre Stirn von meiner, schloss die Augen und küsste mich erneut. Daraufhin drückte sie sich von mir weg und drehte sich um.

Mir fiel erst jetzt auf, dass sie von oben bis unten voller Sand war. Es klebte förmlich an ihr. Sie schüttelte sich und versuchte, das Größte loszuwerden, was sich nicht einfach gestaltete. Sie streifte Arme und Beine ab und man sah ihr an, dass sie sich zu gerne gewaschen hätte. Aber wer würde sich bei diesen Monstern noch ins Wasser wagen?

Das Monstrum hatte sich durch seine letzten Atemzüge gequält und lag jetzt einfach wie ein nasser Sack im Sand. Ein nasser Sack, der geschützt durch einen glänzenden Schuppenpanzer nicht einmal im Tod zu knacken war. Es war nicht mal möglich, einzelne Schuppen zu entfernen oder einzelne Zähne. Beides hätte man sicherlich gut gebrauchen können, so scharf wie die Kanten der Schuppen waren und so spitz die Zähne. Aber wir Menschen kamen nicht daran.

Während ich begann, unser Lager herzurichten und Holz für das nächtliche Lagerfeuer zu schichten, ging Leila das Ufer ab. Ich beobachtete, wie sie sorgsam die Wasseroberfläche im Auge behielt. Diese Biester waren immer noch da draußen und warteten nur darauf, dass einer von uns einen Fuß ins Wasser setzen würde. Wenig später kam sie mit einem Schildkrötenpanzer zurück und begann in sicherer Entfernung zum Wasser ein Loch auszuheben. Ich beschäftigte mich damit, unser Lager herzurichten und beobachtete sie nur aus dem Augenwinkel heraus. Noch erschloss sich mir nicht, was sie dazu veranlasste, in dieser schweißtreibenden Hitze, mit dem Panzer einer Schildkröte, ein tiefes Loch im Sandboden auszuheben. Als sie aber dann aus dem tiefen Loch stieg und mit dem Panzer einen Graben zum Wasser aushob, sah ich, wie das Wasser langsam in die Grube lief. Es dauerte eine ganze Weile, bis das Loch vollgelaufen war und Leila musste den Graben immer wieder ein wenig mehr freischaufeln, aber letztlich füllte sich eine ganze Wanne voll mit Flusswasser. Was für eine kluge Frau und was für eine Verschwendung für ein

Volk der Galischen Männer, die nicht zu schätzen wussten, was für ein einfallreiches Köpfchen hinter dieser schönen Frau steckte. Bevor ich mich versah, warf sie den Schildkrötenpanzer zur Seite und sprang in das Loch. Auch wenn das Wasser nicht so klar und rein, wie das Wasser des Quellsees war, so hinderte es sie nicht daran, in dieser schaumigen Brühe, unterzutauchen und prustend wieder aufzutauchen. Sie strich sich die Haare aus dem Gesicht und jauchzte erfreut. Unweigerlich musste ich schmunzeln. Leila war so weit gereift, dass sie sich durchaus selbst verteidigen konnte. Sie war beim besten Willen nicht mehr auf mich angewiesen und das erfreute mich. Es gab wirklich keine schlimmere Situation als die, dass ein Mensch nur mit dir zusammen war, weil er auf dich angewiesen war. Viel schöner war es, wenn das ganze aus freiem Willen ... Das versetzte mir abermals einen Stich, wir hatten immer noch keine Wahl, wir waren hier völlig auf uns angewiesen. Sicher konnte jeder von uns mittlerweile alleine überleben, aber wollten wir das auch? Ich nicht. Lang genug war ich alleine und Mutter Natur hatte mich wahrlich genug geprüft. Ich wünschte mir so sehr, sie würde sich endlich ganz öffnen. Aber diese Entscheidung legte ich in ihre Hände.

Eine Weile beobachtete ich sie und fragte dann: »Darf ich auch in dein Loch?«

Sie blickte mich an und antwortete, »Ja, warum nicht?«

Ich entkleidete mich vollständig, was ein paar irritierte Blicke hervorrief. Als ich so nackt in das Loch stieg, hatte ich das Gefühl, dass sie sich gar nicht mehr wohlfühlte.

»Was ist?«, fragte ich sie und hielt meinen Kopf schief. »Ich ... ach nichts«, stammelte sie und die Schamesröte stieg ihr in den Kopf.

»Vielleicht fühlst du dich besser, wenn du dich auch ausziehst?«, sagte ich beiläufig und konnte augenblicklich sehen, wie ihr Kopf noch roter wurde.

»Leila, wir schlafen seit Wochen in einem Bett, glaubst du wirklich, dich nackt zu sehen, würde etwas an meinem Respekt dir gegenüber ändern?«

Ihr Mund stand offen, ihr hübscher Kopf schien wie wild zu arbeiten. Sie suchte nach Worten und fand offensichtlich keine. »Nun leg schon ab, ich schaue dir nichts weg«, ermutigte ich sie.

Sie tauchte im trüben Wasser unter und wenig später schlenzte sie ihre Hose an den Strand. Ich musste grinsen, was sie nicht sonderlich nett fand. Sie zögerte, ihr Oberteil auszuziehen. Ich ließ es mir nicht nehmen, sie genau zu beobachten. Sie versuchte, so gut es ging, ihre Brust zu verdecken. Offensichtlich fühlte sie sich barsig in meiner Gegenwart nicht sonderlich wohl

»Leila, das bisschen Busen bringt mich nicht aus meiner Ruhe, da müsstest du schon etwas mehr aufwarten«, entwich mir schnippisch. Ihre Augen zogen sich zu schmalen Schlitzern. Ich hatte es offensichtlich übertrieben. So sehr, dass sie einen Batzen nassen Sand in ihren Händen formte, aufstand, mir ihren nackten Oberkörper

zeigte und mit voller Wucht einen feuchten Klumpen Sand in mein Gesicht klatschte. Das, was ich gesehen hatte, bevor ich lauter Sand in meinen Augen hatte, hätte ich gern angefasst. Der gut sichtbare Rippenbogen zeigte mir, dass sie immer noch nicht genug Fleisch auf den Knochen hatte. Der Bauch, mehr als bis zum Bauchnabel konnte ich nicht sehen, war flach und die Muskulatur zeichnete sich deutlich ab. Die Brust war klein und straff, höchstens eine Handvoll und dennoch hätte ich jetzt gern ... Sollte ich? Nein, das war nicht der richtige Moment.

Ich versuchte, den Sand aus meinen Augen zu waschen und stand auf. Ich scheute mich nicht, weiterhin nackt am Strand herumzulaufen. Wer würde daran Anstoß nehmen? Die Flussmonster? Wohl kaum. Leila hingegen entfaltete das weiche Leder ihrer Gamaschen und band es sich als Schurz um ihre Lenden. Ihr Hemd, das sie bei ihrer Ankunft getragen hatte, zog sie durch das Wasser und nachdem das Größte an Sand entfernt war, zog sie es an. Sie bedeckte damit die Stellen ihrer Haut, die noch keine natürliche Bräune aufwiesen. Obwohl ich mich sicherlich an ihrer Nacktheit erfreut hätte, war es vernünftig. Wir hatten keine unserer Pasten mitgenommen, das wartete alles zwei Tagesmärsche von hier entfernt. Wenn sie sich die Haut verbrannt hätte, dann müsste sie damit zurechtkommen, ohne Heilpaste und ohne Linderung. Da sie mich immer wieder mit einem strafenden Blick ansah, nahm ich mir das zweite Leder und band es um meine Hüften. Wenn es sie beruhigte, dann sollte mir das recht sein.

Wir verbrachten also die größte Zeit des Tages damit, das Lager aufzubauen. Immerhin wollten wir ein paar Tage hier bleiben. Ich musste den Fisch finden, der die Tinte abgab und die Bäume, deren Rinde man so schälen konnte, dass man eine Art Pergament daraus erhielt. Der Proviant, den wir mit uns trugen, war knapp kalkuliert und ich hoffte, wir würden noch etwas anderes Schmackhaftes finden. Unser Vorgänger hatte ja hierzu wertvolle Hinweise hinterlassen. Ich wollte mich darauf konzentrieren, es schien mir wichtig, dass Leila lesen lernte und dann auch schreiben.

Die Feuerstelle war gut hergerichtet und ich konzentrierte mich darauf, unser Nachtlager vorzubereiten. Diesmal wollten wir nicht auf einem Baum schlafen, denn dann hätten wir ausnahmslos recht weit in die Höhe klettern müssen. Außerdem gab es oben, in den palmähnlichen Baumkronen, keine Astgabelungen, zwischen denen ich die Palmwedel verweben könnte. Ich entschloss mich also, eine Mulde zu graben, die ich mit einem hölzernen Konstrukt überdachen wollte. Hier würde ich dann wieder die Palmwedel miteinander zu einer festen Matte verknüpfen und auf ebenso einer Matte würden wir ruhen. Ich schickte Leila also in das Dickicht, um die Blätter hierfür zu schlagen.

Während sie also die Blätter für unser Nachtlager sammelte, hob ich mit diesem, äußerst praktischen, Krötenpanzer die Mulde aus und konstruierte aus einigen Ästen das Gestell für unsere Überdachung. Zweimal brachte Leila einen Schwung geeignete Blätter und lud sie bei mir ab. Beim dritten Mal bat ich sie, doch noch nach etwas Holz für das Feuer zu suchen. Es bot sich an, da sie sich schon beim ersten Mal ihre festen Schuhe angezogen hatte.

Ich hatte gerade die Unterlage unseres Schlafplatzes fertiggestellt, als sie mit einer reichlichen Ausbeute an Brennholz zurückkehrte. Mir fielen sofort die glänzenden, daumengroßen Krabbelkäfer auf, mit denen ihr helles Hemd übersät war. Diese Käfer hatte ich bereits beim letzten Ausflug verspeist. Eine der Sachen, die unser Vorgänger ausführlich beschrieben hatte. Im Palmblatt eingeschlagen und im Feuer geröstet, waren sie, nach dem Entfernen der stacheligen Beine, ein wahrlich schmackhafter Snack. Ich hielt sie also an und sagte: »Was hast du denn da Leckereres mitgebracht?«

Verwirrt blickte sie mich an. »Was?«, fragte sie.

»Na, die köstlichen Käfer an dir«, entgegnete ich lächelnd. Sie blickte an sich herunter, ließ das Holz abrupt fallen und fing an, wie verrückt, um sich zu schlagen. Die Käfer lösten offensichtlich eine regelrechte Panik aus. Ich schnappte mir ein Blatt und beeilte mich zu ihr zu kommen. Sie hatte eine gute Menge dieser Käfer an sich und für mich war es tatsächlich wichtiger, diese zu sammeln, als sie zu beruhigen. Ich hatte Mühe, mit ihr mitzuhalten, denn sie war wahrlich flott unterwegs. Irgendwann realisierte sie, dass ich einen Käfer, nach dem anderen abzupfte oder aufhob und in das Blatt in meiner Hand steckte.

»Was tust du da?«, keifte sie mich an.

»Essen sammeln«, antwortete ich kurz und hob den nächsten Käfer auf. Sie erstarrte.

»Was?«, brachte sie hervor und ihre Stirn zog sich in Falten, während ihr linkes Auge verstört zuckte.

»Diese Käfer kann man essen«, antwortete ich trocken und zupfte einen weiteren von ihrem Hemd. Leila würgte und ich musste lachen.

»Du bist ein Idiot«, fuhr sie mich an. Unterdessen hatte ich ausreichend Käfer gesammelt und sie in dem Blatt fest verschnürt. Es würde sicherlich keiner von ihnen entkommen können, bis wir mit allem so weit waren, um das Lagerfeuer zu entzünden. Leila blickte mich verärgert an, griff sich den Krötenpanzer, schöpfte Wasser aus dem Loch und schüttete es über sich, mehrfach, als wolle sie ihren Ekel abwaschen. Ich verstaute das Blattbündel sorgfältig und widmete mich weiterhin dem Aufbau unseres Nachtlagers, während sie die größeren Äste übers Knie brach und sorgsam stapelte. Zwischendrin begutachtete sie das verendete Monster und schnitt sich an den scharfen Schuppen abermals. Die Sonne schickte sich bereits an, zwischen

den Baumwipfeln zu verschwinden, als mir zum ersten Mal auffiel, dass die Sonnenuntergänge auf Katalis, mit denen auf der Erde nicht vergleichbar waren. Auf der Erde schimmerte das Licht der Sonne in verschiedenen Nuancen. Von grellem Hellgelb bis Blutrot war so ziemlich alles dabei. Die Sonne von Katalis erschien hingegen immer goldgelb und daran konnten die seltenen Wolken nichts ändern. Ich vermutete schon lange, dass dies wohl daran lag, dass der dichte Wald mit seinen geschlossenen Baumkronen wenig der verdampften Flüssigkeit nach oben steigen ließ und sich so kaum Wolken bilden konnten. Innerhalb dieser dichten Baumkronen hingegen konnte es sogar regnen. Ein Tauwasserregen, der einem Sturzregen auf der Erde glich, oder ein sanftes Nieseln, das einen völlig durchfeuchten konnte. Jedenfalls schickte sich die Sonne bereits an, in den Tiefen des Waldes zu verschwinden und bald würde daraufhin der Gasriese am Himmel erscheinen und die Nacht erhellen. Dennoch beeilte ich mich, das Feuer zu entfachen. Das Nachtlager war gerichtet. Es war mir gelungen, eine unscheinbare Schlafmulde für uns zu gestalten. Mit einem festen Blätterdach waren wir vor der Witterung geschützt. Es hinderte uns aber nicht an der Flucht, falls wir dies tun mussten. Die Begegnung mit diesen gruseligen Wölfen, oder was immer das auch war, hatte mich dazu gebracht, diese Möglichkeit überhaupt in Betracht zu ziehen.

Das Feuer brannte gut und Leila platzierte eine große Ulkoknolle in der Glut, während ich mein gewickeltes Blatt mit den Silberkäfern daneben schob. Nach einer Weile legte sie ein Fladenbrot auf einen der Steine, die rund um die Feuerstelle platziert waren. Sie zupfte das letzte Stück Ziegenfleisch darauf, holte die Ulkoknolle aus der Glut, teilte sie und zerdrückte die Hälfte auf dem Fladen. Danach rollte sie ihn zusammen und riss mir die Hälfte ab. Ich lächelte sie an und schob das Blattpäckchen aus der Glut, damit es abkühlen konnte. Ich biss genussvoll in meinen Teil des Brotes und nuschelte,

»Es fehlt immer noch etwas Soße. So ist das wirklich trocken.« Mit einem kräftigen Schluck Wasser spülte ich nach, während Leila gedankenverloren auf ihrem Bissen herumkaute.

»Ist alles OK?«, fragte ich.

Sie zuckte mit den Schultern und antwortete,

»Das ist unser letztes Stück Fleisch. Sollten wir keinen genießbaren Fisch fangen, so sieht es nicht gut aus mit unseren Mahlzeiten. Das Brot reicht sicher nicht, bis wir wieder bei der Höhle sind.«

Ich war erstaunt, worüber sie sich Gedanken machte. »Wir können doch sicher auch hier jagen oder Knollen sammeln«, antwortete ich.

»Ich war jetzt wirklich lange im Wald und konnte weder Spuren sehen noch ein Tier. Auch wachsen hier keine Knollen oder Kapi-Beeren.« Sie wirkte angespannt.

»Hast du echt Angst, wir könnten verhungern?«, fragte ich sie.

»Na ja, der Weg zurück ist ziemlich weit und Zzila und Karr haben sich auch schon eine Weile nicht mehr blicken lassen«, antwortete sie mir. Das war mir in der Tat noch gar nicht aufgefallen. Zzila und Karr hatten sich noch kein einziges Mal blicken lassen. Leilas Blick schweifte hinüber zu dem verendeten Flussmonster.

»Ob das Vieh wohl essbar ist?«, fragte sie.

»Nun, ich habe leider keinen Hinweis darüber gefunden. Außerdem ist es nahezu unmöglich, diesen Perlmutterpanzer zu öffnen. Glaube mir, ich hab' alles versucht, denn diese scharfen, handtellergroßen Schuppen könnten ein wirklich gutes Messer abgeben, genau wie die Zähne wundervolle Pfeilspitzen wären. Nur ist es mir nie gelungen, etwas aus diesem Biest herauszubekommen.«

Leila starrte gedankenverloren ins Feuer und ich fischte das Blattpäckchen aus der Asche. Ich lag auf der Seite und stützte mich auf dem Unterarm auf. Leila saß im Schneidersitz genau neben mir. Als ich den ersten gerösteten Käfer aus dem Blatt heraus fingerte, beobachtete sie mich aufmerksam. Vorsichtig zupfte ich die stacheligen Beine ab und steckte mir den Käfer in den Mund. Es knackte laut, als ich darauf biss. Leila verzog angeekelt das Gesicht und ich lachte wieder einmal. Ich zupfte die Beine von einem weiteren Käfer und hielt ihn ihr hin. Sie schüttelte nur den Kopf. »Komm schon, probier. Wenn du wirklich recht hast und wir hier nichts Essbares finden können, sind diese Käfer die beste Verpflegung, die wir haben können. Zier dich nicht, sie schmecken nussig, sind knusprig und nahrhaft«, spornte ich sie an.

Sie zögerte, blickte mich misstrauisch an und beobachtete, wie ich mir selbst einen weiteren in den Mund schob. Sie hatte ihren immer noch in der Hand und betrachtete ihn skeptisch. Man konnte sehen, dass es sie eine Menge Überwindung kostete, aber letztlich biss sie davon ab. Ich sah in das erstaunte Gesicht, als sie merkte, dass es gar nicht so schlecht schmeckte. »Siehst du, ist doch gar nicht so schlimm und wie ich schon sagte, hiermit können wir eine Weile aushalten. Wir müssen diesen Fisch fangen, sonst habe ich keine Möglichkeit dir das Schreiben beizubringen. Das bedeutet aber auch, dass wir hier so lange bleiben müssen, bis uns dieser ins Netz geht.«

Ich war nachdrücklich, denn es schien mir wichtiger, als irgendwelche Erkundungen im Wald. Den nächsten Käfer griff sie sich selbst, zupfte die Beine aus und steckte ihn sich in den Mund. »Du hast recht, sie schmecken irgendwie nach gerösteten Mandeln«, sagte sie und kaute gedankenverloren. Nach einer Weile fragte sie,

»Glaubst du, wir sind für immer hier völlig alleine? Ich meine, ich bin an der Steininformation einfach erschienen, ist es vielleicht möglich, dass dort noch mehr Menschen ankommen?«

Ich blickte sie an und zuckte mit den Schultern, »Das weiß ich nicht. Ich dachte immer, es sei ein Portal zwischen unseren Welten und ich hoffte immer, ich könne zurückkehren zu meiner Familie und meinen Freunden. Das passierte nicht und es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis du hier aufgetaucht bist. Vielleicht in zehn Wintern?«, antwortete ich frustriert. Ich erwartete nichts dergleichen. Dieses Portal würde sein Geheimnis nicht offenbaren, dessen war ich mir sicher. Bevor wir es uns in der Kuhle bequem machten, blickte ich mich um. Keine Limfies weit und breit, nur diese Geräusche, die vom Fluss herüberkamen. Dieses schabende Geräusch, das Schnappen und das Platschen beschallte das gesamte Flussufer. Zudem konnte man die Augen über dem Wasserspiegel leuchten sehen. Diese Biester wussten, dass wir hier waren und würden uns garantiert nicht aus den Augen lassen. Leila schmiegte sich an mich und ich umfasste sie, um sie zu schützen. Wenig später fiel ich auch schon in einen traumlosen Schlaf.

* * *

Leila fühlte sich in Markus Gegenwart geborgen, mehr noch, zum allerersten Mal war sie auch erwünscht. Natürlich entwickelten sich da immer mehr Gefühle zu ihm, aber ihre Angst blockierte immer noch alles. Vielleicht sollte sie ihm wirklich erzählen, was vorgefallen war, aber sie wollte sich damit nicht noch einmal konfrontieren. Sie wollte ihre Ehe mit Jean einfach vergessen. Womit sie nicht gerechnet hatte, egal, wer sie anfassen würde, jeder Versuch, intim zu werden, würde sie daran erinnern. Auch wenn sie sich noch so sehr von Markus angezogen fühlte, jede Berührung von ihm machte ihr Angst. Selbst wenn sie sich im Schlaf an ihn schmiegte, hatte sie immer Angst, ihr könnte erneut das passieren, was Jean ihr angetan hatte. Das war einer der Gründe, warum sie sich mit voller Inbrunst in ihr körperliches Training warf. Endlich kümmerte sich jemand darum, dass sie selbst etwas an ihrer Lage ändern konnte. Sie musste nur begreifen, dass sie auch in anderen Situationen immer selbst diejenige sein würde, die entscheiden konnte, ob etwas jetzt geschah oder später. Mit großer Freude arbeitete sie also an den Vorbereitungen für den geplanten Ausflug zum Fluss. Sie studierte mit Markus zusammen die Karte, damit sie den Weg auch wieder zurückfinden würden. Sie kümmerte sich um den Vorrat an Fladenbrot, pflückte Kapi-Beeren und grub Ulkoknollen aus. Leila dachte nicht einen Moment daran, dass dieser Ausflug ganz andere Herausforderungen für sie bringen könnte.

Bisher war sie noch keinem anderen Lebewesen auf Katalis begegnet, als Hasen, Ziegen, ein paar Vögel, Insekten und natürlich den Limfie. Dass es auch gefährliche Zeitgenossen geben könnte, schien ihr gar nicht möglich.

Gleich bei der ersten Rast wurden sie dann etwas besseren belehrt. War sie noch fasziniert davon, dass Markus ihr Nachtlager in der Astgabelung eines großen Laubbaumes errichtete, so ängstigte sie die Begegnung mit den Wolfshunden. Die beiden waren vom Gesang dieser Wesen so verzaubert gewesen, dass sie leicht deren Opfer hätten werden können. Gruselig war dann auch der Grund, warum diese Wölfe von ihnen abließen. Sie hörten es nur kreischen und sie hörten den Flügel-schlag eines großen Vogels. Ein Greif? Nun, sie hatten ihn nur gehört, nicht gesehen und sie hatten gesehen, welchen Respekt die Wolfstiere davor hatten. Interessanterweise dachte Leila aber keine Sekunde daran, dass sich gefährliche Wesen im Wasser befinden könnten. Markus hatte das auch mit keiner Silbe erwähnt. Umso geschockter war sie, als er sie grob zur Seite riss und dieses Ungetüm an den Strand schlenzte. Dieses Vieh, mit seinen spitzen und scharfen Zähnen, das unentwegt nach ihr schnappte. Leila war starr vor Schreck und erschrak noch viel mehr über Markus heftige und grobe Reaktion. Ihr war nicht bewusst, dass es ihm um ihr Leben ging, und dass er sich Vorwürfe machte, sie nicht gewarnt zu haben. Sie hatten Glück, es passierte nichts. Aber die wundervolle Erfrischung im kühlen Nass war somit dahin. Das ließ ihr keine Ruhe. Sie musste sich jetzt etwas einfallen lassen, um all den Sand an ihr loszuwerden. Die junge Frau wanderte den Strand entlang, ohne nur einen Moment ein Auge von dem unruhigen Wasserspiegel zu nehmen. Man konnte sehen, dass sich dort noch mehr dieser Monstren aufhielten. Sie lief den Strand ab und sammelte bereits etwas Treibholz für die Feuerstätte. Bei dieser Gelegenheit entdeckte sie dann einen Panzer, der aussah, als wäre er von einer Schildkröte. Deutlich konnte man daran die Bissspuren der Flussmonster erkennen. Das arme Wesen war wohl deren Mahlzeit geworden und nur der leere Panzer blieb. Leila hob ihn an und betrachtete ihn eingehend. Das erinnerte sie an eine Art Schaufel und sie dachte daran, wie oft sie ihrem Bruder und seinen Freunden dabei zugesehen hatte, wie sie, um die reißenden Strömungen des Flusses zu umgehen, eine tiefe Mulde in den Strand gruben und dort ein erfrischendes Bad nahmen. Sie drehte den Krötenpanzer in ihrer Hand und fasste diesen Entschluss. Mit diesem Ding ließe sich bestimmt gut graben und schöpfen. Hitzebeständig war es sicherlich nicht, aber viele andere Dinge könnte man damit tun. Sie würde auf jeden Fall sehen, ob es hier noch ein paar weitere leere Panzer zu finden gab. Jetzt strebte sie erst mal ein erfrischendes Bad an. Also machte sie sich daran, eine tiefe Grube zu graben und sie danach mit frischem Flusswasser volllaufen zu lassen. Als sie damit fertig war, ließ sich Markus natürlich ebenfalls darin nieder. War ja nicht anders zu erwarten. Als er aber wieder damit anfang, dass sie so eine kleine Brust hatte, dass

sie eben nicht so vollbusig sei wie seine Frau, da platzte ihr der Kragen. Sie warf eine Handvoll nassen Sand in sein Gesicht und verließ das Wasserloch genervt. Warum musste er sie immer so bloßstellen? War ihm nicht bewusst, wie verletzend das war? Immerhin hatte sie sich ihre körperliche Statur nicht ausgesucht. Während Jean sich von ihrer knabenhaften Figur angezogen fühlte, schien das Markus nicht sonderlich zu gefallen. Vielleicht sagte er das nur, um ihr nicht nahezukommen. Aber woher sollte sie das wissen, es tat weh, es gab immer einen Stich, wenn er wieder so abwertend über ihre weiblichen Attribute sprach. Als er dann noch völlig schamlos nackt am Strand herumlief, demonstrierte sie deutlich, dass ihr das missfiel. Irgendwann bedeckte er sein Genital, zwar nur lose mit einem Leder, aber immerhin verschwand »es« aus dem Blickfeld. Markus allein war ja schon ein Hingucker. Sein Alter sah man ihm nicht an, er wirkte nicht älter als dreißig, was er aber war. Immerhin hatte er ihr mal gesagt, er sei so alt wie ihr Mann und Jean war acht Jahre älter als sie. Ja, auch Leila stellte Vergleiche an, wobei ihr der muskulöse Körperbau mit all diesen kunstvollen Tattoos um einiges besser gefiel als der hagere, strenge und brutale Jean.

Während er sich um das Nachtlager kümmerte, zog sich Leila an und ging in den Wald. Sie sollte große Palmblätter für das Nachtlager suchen und Holz und brachte dann all diese widerlichen Käfer mit, die sich an jedem freien Flecken ihrer Kleidung angehaftet hatten. Völlig verwirrt musste sie feststellen, dass Markus jeden Einzelnen einsammelte und in ein Blatt wickelte. Er erwähnte nicht, was er damit vorhatte. Als sie dann letztlich zusammen saßen, unterhielten sie sich über das Nahrungsproblem. Die Vorräte, die sie mitgebracht hatten, würden nicht lange reichen und im Wald schien es nichts von dem zu geben, was sie um ihre Wohnhöhle herum finden konnten. Sie machte sich Sorgen um ihre Verpflegung. Markus blieb hart. Sie hatten diesen Ausflug gemacht, um den Fisch zu fangen, der die Tinte abgab, mit der ihr Vorgänger all die Rinden beschriftet hatte. Auch wuchsen hier, irgendwo, die Bäume, von denen diese Rinden stammten. Er würde bleiben, bis er das gefunden hatte, was er suchte.

Ach, wären doch nur die Limfie hier bei ihnen. Wie sehr vermisste Leila das Schnattern von Zzila. Es schien, als hätte es einen bestimmten Grund, warum die beiden sich jetzt so rar machten. Nach dem langen Marsch und den ganzen Arbeiten um das Lager schlief sie erschöpft in seinen Armen ein. Eine ruhige Nacht und ein schöner, frischer Morgen.

Onais-Tjelfort

Als ich meine Augen öffnete, dämmerte es bereits. Leila hatte die gesamte Nacht eng an mich geschmiegt geschlafen und sich kaum bewegt. Während sich die ersten Sonnenstrahlen bereits in dem ruhigen Wasser spiegelten, konnte man den Gasriesen langsam in den Baumwipfeln verschwinden sehen.

Leila streckte sich kurz und half mir dann sofort, das restliche Holz in der Feuerstelle zu schichten, damit ich es entzünden konnte. Sie hatte es schon mehrfach selbst versucht, aber es gelang ihr noch nicht. Morgen würde ich ihr diese Aufgabe übertragen, nahm ich mir vor. Sie sollte das alleine können.

Es dauerte ein wenig, bis das Feuer brannte, doch dann gab es schnell die notwendige Wärme ab. Es war kalt geworden, hier am Strand, ohne den Schutz des dichten Blätterwaldes. In den Nächten wurde es hier immer kalt, denn es gab keine schützende Wolkenschicht, wie auf der Erde. Sie kauerte an der Feuerstelle und ich füllte einen der beiden mitgebrachten Tontöpfe mit frischem Wasser. Leila legte die restlichen Kapi-Beeren auf ein Blatt und ich tat die letzten gerösteten Käfer dazu. Das müsste für das Frühstück reichen, denn die letzte Ulkoknolle und das Fladenbrot wollte ich für das Mittagessen aufheben. Ich wollte unbedingt diesen Fisch fangen. Der Vorgänger hatte geschrieben, dass er essbar war und vor allem diese Tinte abgab. Bisher hatte ich ihn nicht gefunden. Nur war ich versessen darauf, ihn dieses Mal zu finden.

»Guten Morgen!«, sagte sie freudig zu mir, schlotterte von der Kälte im Morgengrauen und versuchte, sich am Feuer zu wärmen. »Ich hab' etwas Wasser gewärmt, damit wir etwas Warmes in den Bauch bekommen. Lass uns dann unsere Hosen und Schuhe anziehen und mit den Speeren den Strand ablaufen. Irgendwo muss dieser Fisch zu finden sein. In den Aufzeichnungen steht, dass er in Ufernähe herumschwimmt, silberblau glitzert, die Größe eines Herings hat, bei Gefahr zwar eine Tintenwolke ausstößt, aber immer ausreichend Tinte in seinem Beutel bei sich hat, sodass man sie von ihm gewinnen kann«, erklärte ich entschlossen. Leila blickte mich an, griff sich den Krötenpanzer und sagte,

»Ich werde auf jeden Fall nach weiteren solchen Panzern suchen. Auch wenn wir sie nicht zum Kochen verwenden können, so sind das äußerst praktische Schaufeln oder Schüsseln.«

Ich blickte sie erstaunt an, was für eine kluge Frau. Immer wieder ertappte ich mich dabei, dass ich mich richtig für sie freute. Statt im Krieg als Kanonenfutter vergeudet, fand sie hier ihre eigene Aufgabe, ohne Zwang. Nun, einem gewissen Zwang waren wir hier beide unterlegen, immerhin galt es uns am Leben zu halten und das so angenehm wie möglich.

»Ich hoffe, wir finden genügend nützliche Dinge, die wir mit nach Hause nehmen können«, sagte ich und wurde augenblicklich nachdenklich.

»Zuhause«, seufzte Leila.

»Du weißt, wie ich das meine. Es bleibt uns nichts anderes übrig. Wir sind hier gestrandet und ich wüsste keinen Weg zurück«, versuchte ich zu beschwichtigen.

»Ich weiß, aber ich habe noch ein wenig Probleme damit, die Höhle als mein Zuhause anzusehen. Ich weiß ja nicht mal mehr, wo ich dieses Gefühl zuordnen soll. Das scheint alles so weit weg.« Sie starrte gedankenverloren in die Flammen und fügte an, »Wenn wir wenigstens nicht ganz so alleine wären.«

Mir gingen ebenfalls einige Dinge durch den Kopf. Meine Familie fehlte mir, mein Vater, meine Mutter und meine Freunde. Anna und Tiana würde ich nie wieder sehen, aber der Rest von Ihnen war hoffentlich noch am Leben. Ich dachte daran, welche Wahl Leila wohl hätte? Ihr Mann ging davon aus, dass sie tot sei. Sicher hatte er sich bereits eine neue Frau genommen und sie einfach vergessen. Ich reichte ihr den Becher mit dem warmen Wasser. Das tat bei dieser Kälte wirklich gut und wärmte von innen. Ich stand auf und legte ihr meine Jacke über die Schultern. Wortlos blickte sie mich an und ich sagte, »Mir ist nicht kalt.«

Das ließ sie den Schluck Wasser gleich wieder heraus prusten, denn meine Gänsehaut war nicht zu übersehen. Ich lächelte sie an und sie erwiderte den Blick. Der Wunsch, ihr näherzukommen, wuchs tatsächlich von Tag zu Tag. Dennoch hatte ich Respekt vor ihrer Angst. Sie musste sich mir erst anvertrauen, davor wollte ich ihr nicht noch mehr Angst machen.

Dann schreckte uns ein Geräusch auf. Mein Lächeln verschwand aus meinem Gesicht mit der gleichen Geschwindigkeit, wie Leilas ernst wurde. Ich stand auf, griff nach dem Speer. Sie tat es mir gleich. Ich suchte die Richtung des Ufers ab, aus der wir Schritte hörten. Ja, es waren eindeutig Schritte, nur gab es noch nichts zu sehen. Dieser Teil des Ufers war bis fast zur Wasserlinie mit Schilfgras und Sträuchern bewachsen. Das war die Seite, die den Rastplatz am Strand für uns eigentlich recht sicher gestaltete, da hier niemand ungehört zu uns durchdringen konnte. Deutlich hörte man das Knirschen des Sandes und regelmäßiges Platschen ins Wasser. Das Schilfgras bewegte sich ebenfalls mit einem Rauschen. Irgendwie schien es ewig zu dauern, bis wir sehen konnten, was da auf uns zukam. Ich war jedenfalls bereit, mich zu verteidigen, egal, was es war, das sich da auf uns zubewegte. Leila wirkte ebenso angespannt wie ich. Hoffentlich war es keine Meute, die sich da auf uns zubewegte und ich dachte an diese Wolfshunde, nur hörte ich dieses Schnauben nicht, das mich so irritiert hatte.

Als es dann in Sichtweite kam, dachte ich, ich traue meinen Augen nicht. War das ein Mensch? Ich ließ meinen Speer sinken und betrachtete ihn genau. Ein alter Mann mit langem grauem Bart. Er trug eine Art Krone aus Ästen, Moosen und Blättern, mit einem Lederband gebunden, auf dem Kopf. Wie ein kleiner Wald schien es ein

Eigenleben zu haben, denn ein geflügeltes Insekt labte sich an den kleinen Blümchen, die aus dem Moos hervorwuchsen. Er trug eine beige Robe, die so lang war, dass sie durch den Sand schleifte. Der Saum war feucht und eines der Flussmonster im Kleinformat hatte sich daran festgebissen. Seinen geschwungenen Wurzelstock stieß er mit jedem Schritt fest in das Wasser und verursachte so das Platschen, das wir schon gehört hatten. Das obere Ende des Stockes hatte, wie seine Kopfbedeckung, Äste, Moose, Blätter und Blumen, die mit einem Lederband befestigt waren.

Ich hatte nicht das Gefühl, dass von diesem alten Mann eine Gefahr ausging, also betrachtete ich ihn neugierig. Er hatte große spitze Ohren, was nun nicht gerade auf einen Menschen hindeutete. Er war etwa einen Kopf kleiner als ich, wirkte aber aufrecht und nicht gebückt, wie die Alten meiner Kultur es häufig durch ihre schwere körperliche Arbeit geworden waren.

Die große Nase prangte markant in seinem Gesicht und ein langer, struppiger weißer Bart säumte seinen Mund. Das Gesicht gebräunt und faltig, blickten seine klaren, blauen Augen starr in die meinen. Das kleine Flussmonster schnappte und zappelte am Saum der Robe herum, was den Alten nicht im Geringsten zu interessieren schien.

Er blickte von Leila zu mir und sagte, »Nihen didat«, er lächelte, machte zuerst eine schwingvolle Bewegung mit der rechten Hand und sagte »il fuit Onais« und anschließend eine ebenso schwingvolle Bewegung mit der rechten Hand und fügte »et il Tjelfort« hinzu.

Grinsend erwartete er eine Antwort, während er versuchte, ohne hinzusehen, das kleine Monster von seinem Robensaum zu entfernen. Da es ihm nicht gleich gelang, brabbelte er weitere unverständliche Worte, blickte nach unten und stieß einmal den Stab fest darauf und trat es dann schwingvoll zurück in den Fluss. Er richtete seine Robe und blickte uns wieder erwartungsvoll an.

Ich blickte kurz in Leilas ebenfalls verwundertes Gesicht und fragte,
»Was?«

Der Alte erwiderte unseren verwirrten Blick, verzog seinen Mund dann zu einem breiten Grinsen und antwortete,

»Aaahh!«, er hob dabei den knöchernen Zeigefinger seiner rechten Hand. Danach spürte ich einen Windzug und einen stechenden Schmerz hinter meinem rechten Ohr. Ein kurzer Blick zu Leila und ich sah, dass auch sie sich die Stelle hinter dem Ohr hielt.

»Nicht entfernen!«

Hörten wir den Alten, der sich scheinbar nicht von der Stelle bewegt hatte.
»Jetzt müsste es gehen«, fügte er hinzu.

»Was sollte gehen?«, hakte ich nach.

»Nun, das ist der Dulnäische Universalübersetzer, ihr solltet mich jetzt verstehen«, er lachte hämisch, rieb sich die knochigen Hände, fasste sich ans bärtige Kinn und sprach, ohne uns anzusehen, »Hmm, seltsam, eigentlich hättet ihr diesen bereits bei eurer Ankunft erhalten sollen. Hmm, ich muss da wirklich noch mal in mich gehen.«

Ich blickte ihn verwundert an, als er sich leicht nach rechts wandte und in einer anderen Stimmfarbe empört verlauten ließ, »Hast du das schon wieder vergessen? Das war doch wichtig. Kein Wunder, dass wir schon so lange aneinander vorbeilaufen!« Die Stimme klang empört und fast wütend. Der Alte wandte sich nach links und schien sich selbst zu antworten. »Möglich«, sagte die erste Stimme und fügte hinzu, »das passiert mir in letzter Zeit häufiger, als mir lieb ist.«

Ich wurde ungehalten, wusste ich doch nicht, was hier los war. Also fauchte ich in seine Richtung, »Mach das Ding ab, ich will das nicht haben!«, und versuchte diesen Knopf mit den Fingern zu greifen.

»Tu das nicht!«, sagte die Stimme zur Linken erschrocken und die Stimme zur Rechten fügte an, »Das ist gefährlich für dich, lass es dort, wo es ist. Es tut doch nicht weh und wir können reden?« Der letzte Satz klang eher wie eine Frage als eine Anweisung.

Leila legte ihre Hand beschwichtigend auf meinen Unterarm. »Was wollt ihr, mein Herr?«, fragte sie und versuchte, sich so freundlich wie möglich auszudrücken.

»Nun«, begann die Stimme zur Rechten, »am besten, ich fange von vorn an. Friede sei mit euch«, er vollführte abermals die schwungvolle Handbewegung, mit der linken Hand, nach rechts und fügte, »ich bin Onais«, und mit einer ebenso schwungvollen Handbewegung der rechten Hand, »und ich bin Tjelfort«, hinzu. Er vollendete zweistimmig mit den Worten, »Wir sind die Wächter.«

Mir blieb der Mund offen stehen. So etwas habe ich noch nie erlebt, dieser hutzelige Greis schien zwei Wesen in einem darzustellen und er war wohl eher von dieser als von unserer Welt. Ich wollte schon abwinken, als die Stimme, die sich selbst als Onais bezeichnete, sagte, »Vielleicht sollten wir uns setzen, es wird eine Weile dauern, was wir euch zu erzählen haben.«

Ich war verärgert, ich wollte mich nicht setzen, ich wollte diesen Knopf wieder loswerden. Irgendwie kam mir das vor, als sollten wir manipuliert werden. Was war das genau für ein Ding an meinem Schädelknochen, dass es möglich machte, diese seltsame Sprache zu verstehen. »Was wollt ihr!«, grollte ich.

Der alte Mann, beide oder vielleicht doch nur einer von ihnen, schnippte mit dem Finger und erschien direkt neben mir. Er oder sie schnippte erneut, verschwand und erschien neben Leila. Er oder sie schnippte erneut und stand wieder an genau der Stelle, an der er begonnen hatte, zu schnippen. Ich war völlig verwirrt. Die Stimme, die sich als Onais bezeichnet hatte, sagte,

»Tjelfort kann das wirklich gut, oder? Ihr stimmt mir doch zu, mein Bruder beherrscht das perfekt.«

Der Alte blickte uns an, als würde er Applaus verlangen. »Was versuchst du hier? Was für ein hinterhältiges Spiel treibst du mit uns?«, brummte ich ihn ärgerlich an. Er antwortete mit der Stimme von Onais,

»Das würden wir euch gerne erklären, aber wie wir schon sagten, es könnte eine Weile dauern.«

Das war für mich alles völlig irrational und genau so reagierte ich darauf. Hätte Leila ihren Druck auf meinen Unterarm nicht erhöht, wer weiß, wie sehr ich ausgerastet wäre. Sanft sagte sie, »Lass uns hören, was er zu sagen hat. Wir können dann immer noch entscheiden, was wir tun oder was nicht.«

Das tat mir wirklich gut, etwas, was wieder Ruhe in die aufgewühlten Emotionen brachte. Ich war erstaunt, denn ich wusste nicht, dass sie das konnte. Allerdings konnte ich mir nicht verkneifen, »Wer von beiden?«, zu fragen. Leila knuffte mich mit dem Ellenbogen in die Seite und antwortete,

»Ich denke, Onais ist vertrauenswürdiger.«

Ich konnte sehen, wie sich der Kopf des Alten auf die linke Seite neigte und einen Schmolmund zog. Wir hatten Tjelfort, wie soll ich sagen, beleidigt?

Onais-Tjelfort setzte sich an unseren Feuerplatz und verrenkte sich dabei ein paarmal auf eine sehr unnatürliche Weise. Letztlich saß er im Schneidersitz an unserem Feuer, direkt gegenüber meiner Position. Leila setzte sich ebenfalls und auch ich setzte mich, ohne einen Blick von diesem seltsamen Alten zu lassen. Dieser blickte erwartungsvoll von mir zu Leila und zurück, ohne etwas zu sagen.

»Was ist?«, fragte ich und hängte sofort an, »Wir müssen unsere Vorräte auffüllen und sind auf der Suche nach einem bestimmten Fisch und dann sind wir hier auch schon wieder weg.«

Abermals wechselte sein Blick von mir zu Leila und zurück. »Dabei kann ich euch vielleicht helfen.« Er beschrieb mit seinen Händen einen großen Kreis vor seinem Körper und meine Verwirrung fand kein Ende.

»Wobei? Bei der Suche nach dem Fisch?« Er oder Sie kicherten, was mich beinahe platzen ließ. Ich hatte schon immer Probleme damit, wenn mir jemand nicht sagte, was er von mir wollte und diese beiden, oder einer oder wie auch immer, kam einfach nicht heraus mit der Sprache. Die Stimme, die ich mittlerweile Onais zuordnete, sagte ganz ruhig,

»Ein Teil eures Proviantes liegt hier«, er deutete auf das verendete Flussmonster, »und der Fisch, den ihr sucht, den findet ihr wenige Meter das Flussufer entlang in dem sumpfigen Teil des verschliffenen Ufers entlang.« Er deutete in die entsprechende Richtung. Leila blickte ihn erstaunt an.

»Wir können dieses Biest essen? Wie? Wie kommen wir an das Fleisch?«, fragte sie neugierig. »Ja, das werde ich euch zeigen!«, antwortete Onais und Tjelfort rief dazwischen, »Das ist ganz einfach!« Onais bremste ihn und sagte, »Wir möchten euch aber erst etwas erklären und vorweg gleich sagen, dass es uns furchtbar leidtut. Das alles war nicht so gedacht, bitte, das müsst ihr uns glauben.«

»Was tut euch leid«, fauchte ich und wurde langsam wieder ungehalten. »Was soll das ganze Theater?«, fragte ich.

Der Alte räusperte sich zweistimmig und begann dann in Onais Stimmlage,

»Die Gestalt, in der ihr uns wahrnehmen könnt, ist die von Tjelfort. Mein Körper, oder das, was von mir übrig geblieben ist, habt ihr in der Höhle gefunden. Ohne Tjelforts Güte, wäre ich jetzt nicht mehr existent, was uns die aktuelle Situation sicherlich erschweren würde.« Ich zog die Brauen zusammen und meine Stirn in Falten.

»Was?«, hakte ich nach.

»Nun, das war selbstverständlich!«, sagte die Stimme von Tjelfort und ignorierte somit meine Frage vollständig. Auch Onais ignorierte meine Frage und fuhr fort,

»Mein Geist ist in diesem Körper nur Gast, was uns dazu zwingt, einige Kompromisse einzugehen.«

Leila hielt den Kopf schief und fragte,

»Kompromisse? Welche Kompromisse?«

»Nun, nach dem Unfall, bei dem ich mein Leben verlor, war er sofort bereit, mich aufzunehmen. Aber so eine Verschmelzung hat einen hohen Preis. Tjelfort ist häufig nicht Herr seiner Sinne und ich bin nicht Herr dieses Körpers. Es kommt vor, dass ich für Tage einfach verschwinde und er letztlich nicht wirklich weiß, was er tut. Das hat leider zu eurer Situation geführt«, erklärte Onais.

»Du scheinst ja wenigstens einigermaßen bei Sinnen zu sein«, entwich es mir.

»Ja, aber nur solange, bis Tjelfort die Oberhand verlangt und das kann jederzeit, völlig unvorhergesehen passieren. Ich kann das nicht verhindern und deshalb lasst uns schnell das Wichtigste zusammenfassen«, plapperte Onais zügig. Tjelfort kicherte und fügte hinzu,

»Ich mach' das nicht mit Absicht, das passiert einfach!«

Leila war neugierig und fragte,

»Was führte zu diesem Unfall?«

»Die Frau, die wir für ihn auserwählt hatten. Ich wollte dich von Anbeginn, aber Tjelfort meinte, du seist zu jung«, antwortete Onais und Tjelfort fügte hinzu, »Es tut mir leid, dass ich mich so in dir getäuscht habe.«

Ich blickte den Alten verwirrt an,

»Ihr hattet was für mich vorgesehen? Eine Frau?«

Onais räusperte sich, während Tjelfort munter losplapperte,

»Gräfin Kristina von Aldenhoven, sie sollte deine Partnerin hier werden. Ich weiß, sie hat uns hereingelegt und ...«, er setzte ab und fügte hinzu, »sie hat Onais getötet, sie hatte nie vor unserem Plan zu folgen.«

»Welchem Plan?«, fragte ich.

»Nun, unsere Aufgabe bestand darin, ein Menschenpaar nach Katalis zu holen. Diese beiden Menschen sollten aus unterschiedlichen Kulturen kommen und sich hier, in der Einsamkeit Katalis zusammenfinden«, es schien, als versuche Onais so viel wie möglich in wenige Sätze zu packen. Ganz klar war das für mich noch nicht.

»Wir haben versucht, dir so viele Hinweise zu geben, wie wir konnten. Auch die Limfie sind Teil der Aufgabe. Sie sind wirklich großartig, aber jetzt verstehe ich, warum du nicht schon viel weiter in deiner Entwicklung bist. Du hast sie nicht verstanden!«, brachte Onais hervor.

Tjelfort seufzte und unterbrach ihn, »Ja, diese Kristina war ein scheußliches Biest. Es hieß, die Frauen der Galier würden keine eigene Meinung haben dürfen, und ich dachte, es sei ein Leichtes, sie herzuholen, für dich, Markus.« Mir blieb der Mund offen. Die beiden wollten mich mit einer Galierin verkuppeln? Verstand ich das jetzt richtig?

»Ich kenne diese Kristina nicht, aber ich habe von ihr gehört«, sagte Leila. Ich blickte sie an.

»Was hast du von ihr gehört?«

»Nun, Jean hat nichts Gutes von ihr erzählt. Sie sei ein ziemlich starrsinniges Weib, hätte ihren Gatten völlig unter Kontrolle. Wäre also mehr Mannweib, als Gefährtin und der arme Graf hätte sein volles Mitgefühl. Allerdings sei dieser Schwächling auch nicht in der Lage, seinen Stand durchzusetzen«, erzählte Leila.

»Und mit so etwas wolltet ihr mich zusammenbringen?«, fragte ich und konnte die Empörung in meiner Stimme kaum zügeln.

»Ich hatte von Anbeginn Leila im Sinn«, sagte Onais. Tjelfort winkte ab,

»Sie war zu jung und ich dachte auch sie sei zu dumm«, brachte Tjelfort hervor.

»Was?«, entfuhr es Leila empört. »Ihr hättet das verhindern können und habt es nicht? Ihr hättet mich mit 17 aus dieser Ehe herausholen und mich herbringen können und ihr habt das nicht getan? Ich ... ich fasse es nicht ... ich ...«, suchte sie nach Worten, um ihre Empörung auszudrücken. Ich schüttelte den Kopf und fragte,

»Ist das der Grund, warum ich so lange alleine hier verzweifeln musste?«, fragte ich. »Nein«, sagte Tjelfort und Onais fügte ein, »Ja«, hinzu.

»Was nun?«, hakte ich streng nach.

»Wir hatten dich geholt und wollten Kristina direkt hinterherschicken. Ihr solltet miteinander im Wald erwachen und so gleich zueinanderfinden. Wie ich schon sagte, Kristina hatte nicht vor uns zu begleiten, sie verletzte meinen Bruder tödlich und ich konnte ihn gerade noch in die Höhle mit den Hinweisen bringen. Dort verstarb Onais in meinen Armen und ich öffnete meinen Geist für ihn. Danach begann für mich eine wirre Reise durch so viele Stufen meines Seins, sodass ich nicht mehr wusste, wer ich war, wo ich war und warum ich hier war. Erst nachdem Onais wieder erwacht war, konnten wir das Wissen langsam reaktivieren. Ich fühle mich aber immer noch die meiste Zeit unwissend und absolut glücklich. Vielleicht bevorzuge ich deswegen diesen Zustand. Ich kann das nicht erklären«, versuchte sich Tjelfort in seinen Erklärungen. »Im Grunde mussten wir selbst erst herausfinden, worum es ging«, fuhr Onais fort. Es war schon eine seltsame Situation, diese beiden in einem einzigen Körper, der immer die Stimme wechselte, sobald er den Kopf auf die andere Seite neigte. Rechts schien Onais, während links Tjelfort die Oberhand hatte. Ich war mehr als verwirrt und ich war verärgert, jemand hatte meine Situation also bewusst provoziert und mich dann hier alleine gelassen. Ja, gut, die Höhle mit den Hinweisen. Das machte nun endlich Sinn, es war kein Tagebuch, sondern gezielt dafür gedacht, dass ich überleben würde.

»Wenn ihr mich schon im Blick hattet, wie konntet ihr wissen, dass ich ausgerechnet an diesem Tag in der Wüste sein würde?«, fragte Leila.

»Das wusste ich nicht«, antwortete Onais bedrückt.

»Das war ich«, brachte sich Tjelfort ein.

»Woher wusstest du es?«, fragte Leila nochmals.

»Ich wusste es nicht, ich sah dich und griff zu«, sagte Tjelfort ohne weitere Erklärungen. Ich atmete tief ein und brachte ein empörtes,

»Ihr könnt das Portal öffnen!«, hervor.

»Nein!«, erklang es zweistimmig.

»Wie konntet ihr sie dann sehen!«, hängte ich an.

»Wir konnten es gemeinsam öffnen, aber seit wir nur noch ein Wesen sind, ist es uns nur noch möglich hindurchzusehen und Tjelfort gelang es, Leila zu greifen und zu retten«, antwortete Onais bedrückt.

»Dann sind wir also doch für ewig hier gestrandet«, sagte ich frustriert. War doch gerade eine winzige Hoffnung aufgekeimt, dass es einen Heimweg geben könnte.

»Wenn ihr hindurchsehen könnt, seht ihr doch, ob immer noch Krieg herrscht?«, fragte Leila.

Ich blickte sie erstaunt an. Das war ihr also wichtig? Oder saß ich abermals einem Missverständnis auf.

»Leider bekriegen sie sich immer noch«, antwortete Onais bedrückt.

»Das ist aber doch eure Aufgabe«, warf Tjelfort in den Raum.

»Unsere Aufgabe?«, fragte ich.

»Ja, ihr müsst das beenden«, fuhr er fort und klang dabei wieder etwas verrückt. Onais musste sich mittlerweile anstrengen, um durch Tjelforts Anwesenheit zu dringen. »Ihr müsst zuallererst euren Frieden finden, dann könnt ihr vielleicht etwas Frieden unter euren Leuten stiften. Aber nicht auf der Erde, hier auf Katalis«, brachte er, wie unter Schmerzen hervor und fügte an, »Ich werde nicht mehr lange mit euch sprechen können - Tjelfort gewinnt die Oberhand. Nur soviel, ihr könnt diesen Fisch dort essen.«

»Wie?«, fragte ich und schon konnte er mir nicht mehr antworten. Tjelfort hingegen lachte, »Hihihi, du musst die Leiche finden, hihihi.«

Er sprang auf und fing an zu singen, »So findet den Kadaver am Strand, versteckt unter all dem Sand.

Es liegt so klar auf der Hand, nutzt euren Menschenverstand.

Die Schale, scharf wie ein Messer,

schneidet den Wams entlang der Linie so viel besser.

Und liebstes Mädchen mein, dein Geist so gütig und fein.

Nimm die Spitze Nadel, füll sie mit Gift und jag sie dem Mistkerl rein,
die Rache wird die deine sein.«

Dabei sprang er wie ein Hexer um die Feuerstelle und sah aus, als würde er eine Beschwörungsformel singen. Wir beobachteten ihn, wie er lachend die gleiche Strophe seines Liedes wiederholte. Bei Leila stehen blieb, sie in den Arm nahm und sang,

»Sei nicht blind, mein liebes Kind. Die Rache ist dein und wird des Tyrannen Ende sein.« Er lachte und kicherte wie ein Betrunkener und ließ sich dann mit einem beseelten Blick in den Sand plumpsen. Als wären wir zu einer Salzsäule erstarrt, standen wir bewegungslos da und starrten ihn an.

»Wünscht ihr nicht langsam anzufangen, diesen wohlschmeckenden Fisch zu zerteilen und zuzubereiten?«, fragte er und seine blauen Augen schienen einen förmlich zu durchbohren.

»Wie?«, fragte ich und fügte hinzu, »Diesen Panzer kann man nicht durchbrechen, schon gleich gar nicht ohne Messer!« Ich war wütend, was dachte dieser Knilch, dass ich es nicht versucht hätte? Er starrte mich an und summte wieder sein Lied. »So finde den Kadaver am Strand, unter all dem Sand!«, rief er uns entgegen. Ich wusste einfach nichts damit anzufangen, aber Leila begann nachzudenken.

»Warst du früher schon einmal hier?«, fragte sie.

»Ja, natürlich, sonst hätte ich uns nicht gerade hierher gebracht«, antwortete ich ihr. Sie blickte mich intensiv an und ich musste mich zusammenreißen, um mich

nicht in ihren zweifarbigen Augen zu verlieren. Das passierte mir nämlich häufig, wenn sie mich so ansah.

»Worauf willst du hinaus?«, fragte ich sie.

»Als ich mich in das Wasser wagte, hast du gewusst, was dort im Wasser lauerte und du hast gezielt die einzige Schwachstelle dieses Biestes getroffen. Hast du das schon einmal getan?«, fragte sie mich.

»Ja, natürlich, sonst hätte ich ja nicht ...«

Mir ging ein Licht auf und ich überlegte bereits, wo ich es vergraben hatte und Leila griff den Gedanken auf.

Sie fragte, »Erinnerst du dich, wo du es entsorgt hast?«

Ich schüttelte den Kopf, »Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, dort bei den Bäumen.« Mit der rechten Hand deutete ich zum Waldrand und fragte, »Weißt du, was er meint?«

Sie lachte mich an, »Ich glaube schon. Wenn es schon lange her ist, dass du das andere Vieh vergraben hast, so dürfte es mittlerweile verrottet sein. Die Perlmuschuppen und das Gebiss ganz bestimmt noch nicht. Also das hoffe ich und wenn es stimmt, dann können wir das andere Vieh damit aufschlitzen. Ich denke, den Wams entlang der Linie schneiden, bedeutet, dass es dort eine Stelle gibt, an der man durch die Panzerung kommt.«

»Aber warum konnte er uns das nicht einfach sagen? Warum dieses Rätsel?«, fragte ich.

Leila ließ ihre Hand vor ihrem Gesicht kreisen.

»Ich denke, er ist ein wenig verrückt«, sagte sie.

»Und dann willst du ihm vertrauen und diesen Fisch essen?«, fragte ich sie.

»Natürlich, die Heilpaste in der Höhle hat mir das Leben gerettet. Stell dir vor, die Wunde hätte sich entzündet. Ich wäre jetzt nicht mehr bei dir.«

Sie grinste mich an, nahm den Krötenpanzer und stapfte zum Waldrand. Dort angekommen, blieb sie stehen und breitete die Arme aus.

»Wo?«, rief sie.

Ich griff mir ein Holzstück, mit dem ich dachte, dass ich graben könnte, und lief ebenfalls zum Waldrand. Ich wusste nur noch vage, wo wir anfangen sollten, also deutete ich ihr an, dort zu beginnen, wo sie stand, ich würde es hier versuchen. Zumindest hatte ich es nicht so tief vergraben, das wusste ich noch. Leila hatte das Badeloch viel tiefer gestaltet. Mir ging durch den Kopf, was wäre, wenn wilde Tiere es ausgegraben und verschleppt hätten, dann würden wir völlig umsonst unsere Kräfte aufopfern. Andererseits, woher wollte dieser Zwerg denn wissen, dass sie hier den Kadaver finden würden. Das war alles so undurchsichtig. Von welcher Aufgabe hatte er gesprochen, bevor Tjelfort offensichtlich mit seinem verrückten Benehmen dazwischenkam. Ich konnte mir das mit den verschiedenen Geistern in einer Person

noch nicht wirklich vorstellen. In diesem verrückten Zustand würden wir sicherlich keine weiteren Hinweise von ihm erhalten. Es blieb abzuwarten, ob sich das wieder geben würde und ob wir abermals mit dem vernünftigen Onais zu tun haben würden. Es schien, dass dann auch Tjelfort bei Sinnen war.

Wir gruben uns also durch den Sand entlang der Baumreihe, an der ich meinte, den Kadaver vergraben zu haben. Gefühlte Stunden wühlten wir uns durch den Sandboden und ich war sehr darauf bedacht, hierzu nicht meine Hände zu verwenden. Leila tat es mir gleich. Sollten wir auf die Perlmuttschuppen treffen, so war die Gefahr groß, dass sich einer von uns tiefer schnitt und sollte das passieren, so hatten wir nicht mit der Paste vorgesorgt. Ein zweitägiger Rückmarsch zur Höhle wäre dann unverzüglich angesagt und das würde meinen Plan, diesen Tintenfisch zu finden, mächtig durcheinanderbringen. Zumindest hätten wir das Nahrungsproblem gelöst, vorausgesetzt, wir würden endlich in der Lage sein, diesen Schuppenpanzer zu knacken. Es fühlte sich an, als würden wir bereits seit Stunden in der brütenden Hitze arbeiten. Mit aller Kraft, suchten wir nach diesem Kadaver. Ich hatte Hunger und hätte mich zu gern über das letzte Fladenbrot hergemacht, aber ich musste mir eingestehen, dass dies durchaus noch Zeit hatte.

Leila begab sich zu ihrem Badeloch, das sich immer mehr versandete hatte. Sie schöpfte ein paar Krötenpanzer, voll mit feuchtem Sand heraus und vertiefte den Zulauf, damit sich wieder mehr Wasser im Loch sammelte. Sie wartete einen Moment und nachdem sich etwas mehr als die Hälfte gefüllt hatte, reckte sie sich nach unten und steckte ihren Kopf ins Wasser. Als sie wieder auftauchte, prustete sie und versuchte ihre Haare zu bändigen. Tjelfort sprang auf und eilte zu ihr. Ich dachte, er würde sich jetzt ein Bad in unserem Sandloch gönnen, aber er griff Leila mit so einem Schwung in die Haare, sodass sie beinahe in das Loch gefallen wäre. Als er seine Hand zurückzog, riss er ihr grob an den Haaren. Ich ließ meinen Ast fallen und wollte schon lossprinten, um ihr zu helfen, als ich sah, was er ihr da aus den Haaren gezogen hatte. Er hielt ein kleines, wild um sich schnappendes Flussmonster in die Höhe. Lachte laut auf und spießte es auf einen spitzen Ast seines Stockes. »Danke Liebes!«, brabbelte er laut und setzte sich wieder auf seinen vorherigen Platz. Von dort blickte er uns an und machte eine auffordernde Handbewegung. Das Vieh auf seinem Stock zappelte unterdessen weiter. Ein Todeskampf, das war uns klar. Leila blickte mich an, zuckte mit den Schultern, seufzte und ging wieder zu der Stelle, an der sie aufgehört hatte zu graben. Verärgert blickte ich den Alten an und begab mich ebenfalls zu meiner Kuhle. Ich hob den Ast, den ich zum Graben verwendete, und sah einen Lichtreflex im Boden.

Genauer betrachtet, stellte ich fest, dass ich mich nicht irrte, ich hatte den Kadaver gefunden.

»Leila, komm rüber, ich hab's gefunden!«, rief ich zu ihr.

Der Greis jubelte und klatschte in die Hände. Das irritierte und ärgerte mich. Wir legten die Überreste des Biestes vorsichtig frei. Es galt, sich an den Schuppen nicht zu schneiden. Interessanterweise löste sich der Panzer tatsächlich auf und wir suchten uns die größten Schuppen heraus. Ich ging in den Wald und holte uns ein großes Blatt, auf das wir die Schuppen legten. Leila hatte unterdessen die Stacheln der Rückenflosse inspiziert. Von dem Flussmonster war nicht mehr geblieben als eine fragile Hülle mit jeder Menge unterschiedlich großen und kleinen Schuppen, das Skelett, ein massiver, wuchtiger Schädel und die Flossen. Der Rest war wohl von Insekten verspeist worden, nahm ich an. Wir sammelten die brauchbaren Schuppen zusammen und legten diese, genau wie die Rückenflosse in das Blatt. Bei letzterer war mir damals nicht aufgefallen, dass sie spitze Stacheln beinhaltete. Hatte Tjelfort das mit der spitzen Nadel gemeint?

Nun, auf jeden Fall waren die Stacheln so spitz, dass man sie gut zum Durchstechen von Leder verwenden konnte. Ich holte mir einen Stock und setzte mich ans Feuer. Mit ein paar geschickten Schlägen, Stein auf Stein, gelang es mir, den Stock so zu spalten, dass ich eine Schuppe einfügen und mit etwas Flachs fest einbinden konnte. Ich hatte mir also gerade ein Messer geschaffen und ich fühlte mich großartig. Leila hatte unterdessen das Flussmonster gedreht und die Unterseite vorsichtig untersucht. Richtig, es gab eine relativ breite Linie, vom Unterkiefer bis zum Ansatz der Schwanzflosse.

Leila zögerte keinen Moment, griff sich das Messer, das ich gebastelt hatte, und drückte fest auf diese Linie. Ich war genauso überrascht wie sie, als die Schuppe sich wie Butter durch den Panzer schnitt. Eilig ging ich ihr zur Hand und als ich die Innereien im Fluss entsorgte, begann sie bereits, das Fleisch entlang der Gräten sorgsam auszulösen. Diese Frau war ein Genie, was diese Fingerfertigkeiten anging. Noch nie hatte ich jemanden erlebt, der mit so einem Feingefühl eine Beute in seine Komponenten zerlegte. Mir war gar nicht aufgefallen, dass Tjelfort schon eine ganze Weile nicht mehr an seinem Platz saß. Umso erstaunter war ich, als er mit einer ganz bestimmten Art von Blättern aus dem Wald kam und sie Leila hinlegte.

»Schneide hübsche Stücke heraus und wickel sie in die Blätter.«

Er stutzte und blickte mich an. »Du, hole endlich mal etwas Holz, damit das Feuer nicht ausgeht!«, sagte er und wandte sich erneut zu Leila.

»Du kannst auch ein paar Gewürze an das Fleisch tun, dann schmeckt es noch besser!« Mit diesen Worten überreichte er ihr einen Leinenbeutel und behielt einen Zweiten in der Hand. »Wenn du den Fisch in der Glut gar werden lässt, wärsst du dann so nett und würdest mir einen Tee machen?«

Ich blickte die beiden ungläubig an. Was ging hier vor sich? Bis Tjelfort mich bissig anblickte und mich mit den Worten, »holst du jetzt endlich Holz, das Feuer geht sonst aus!«, und einer entsprechenden Handbewegung davon scheuchte.

Als hätte man mich einer Gehirnwäsche unterzogen, folgte ich der Anweisung und kehrte mit den Armen voller Brennholz zurück. Und dann sah ich sie dort zusammen am Feuer, sie scherzten und spaßten. In diesem Moment fühlte ich mich ausgeschlossen. Ein Gefühl wie Eifersucht, dabei war ich mir durchaus darüber im Klaren, dass es hier keine Eifersucht geben sollte. Dennoch fühlte ich mich, als tuschelten sie hinter meinem Rücken. Das Gefühl besserte sich zwar, als mir dann bewusst wurde, dass Leila seinen Anweisungen Folge geleistet hatte und sämtliche Fleischstücke, bereits gut verpackt, zum Garen in der Glut lagen. Sie hatte zudem aus Flusswasser und Tjelforts Kräutern einen aromatischen Tee gebraut. Dennoch war ich skeptisch, was hatte dieser Kerl vor?

Ich legte frisches Holz ins Feuer und gesellte mich zu den beiden. Leila lächelte mich an und reichte mir ein Stück des letzten Fladenbrot, belegt mit frisch gegartem Flussmonster. Einen anderen Teil reichte sie an Onais-Tjelfort und den Rest richtete sie für sich selbst. Vorsichtig roch ich daran, bevor ich hineinbiss. Das Vieh war wirklich köstlich. Der Geschmack erinnerte mich an frisch geräucherten Heilbutt, den ich als Kind an der Küste des Galischen Meeres verspeist hatte. Lange, bevor der Konflikt ausbrach, als es noch friedliche Nachbarvölker gab. Gedankenverloren starrte ich ins Feuer. Es war Mittag, es war sehr heiß und wir verspeisten gerade das letzte Fladenbrot. Allerdings würden wir uns keine Sorgen machen müssen. Die Flussmonster waren essbar und endlich hatten wir etwas Ähnliches wie ein Messer, um Dinge zu schneiden. Als ich meinen Anteil aufgegessen hatte, schnappte ich mir den Krötenpanzer und fischte zuerst die beiden kleinen Biester, die sich in der Kuhle gesammelt hatten, heraus, um dann das Loch wieder zu vertiefen. Ich wollte ein kühlendes Bad nehmen, bevor ich mich auf die Suche nach dem Tintenfisch machen würde. Vielleicht war Onais-Tjelfort klar genug im Kopf, um mir zu zeigen, wo ich ihn finden konnte. Zudem war ich mir natürlich nicht sicher, ob ich diesen Fisch überhaupt erkennen würde. Ich erschrak, als er dann neben mir erschien und die zappelnden Monster mit einer äußerst geschickten Bewegung auf einem Stab aufspießte. Er hob seine Kutte bis über die Knie, legte sich den Saum über den Arm und tänzelte summend zurück zum Feuer, über dem er sogleich die kleinen Flussmonster röstete.

Ich buddelte das Loch tiefer und größer und als ich wieder zum Feuer blickte, konnte ich sehen, dass Onais-Tjelfort eines der kleinen Flussmonster aus den Flammen holte, es kurz abklopfte und genüsslich verspeiste. Mit Haut und Haaren hätte man bei uns gesagt. Ein weiteres reichte er Leila, die dankend ablehnte. Ich versuchte nicht zu oft zu den beiden herüberzusehen, denn ich merkte, dass mich diese Vertrautheit störte, die Tjelfort oder Onais oder wie auch immer diese Person heißen mochte, gegenüber Leila an den Tag legte. Und sie, sie vertraute ihm sofort. Ohne Rückfragen, ohne Zweifel und ich verstand das nicht.

Sie hatte doch gerade erst gelernt, dass man sich nicht jedem unterwerfen sollte. War das jetzt Naivität oder Instinkt? Ich konnte mir das nicht erklären, aber ich konnte mir auch nicht erklären, warum ich diesem Greis glaubte. Ja, ich glaubte ihm, dass hinter all dem, was mir widerfahren war, ein tieferer Sinn steckte. Es musste einfach so sein. Dieser Gedanke gab mir wenigstens ein kleines bisschen Frieden. Mein Leid war also einem höheren Zweck geschuldet und somit war es durchaus wieder etwas erträglicher.

Ich vergrößerte das Becken und bevor ich den Zufluss erneut öffnete, bastelte ich einen Rechen aus Stöcken, damit nicht abermals die kleinen Flussmonster unser erfrischendes Bad stören würden. Danach vertiefte ich vorsichtig den Zulauf und ließ das Becken wieder volllaufen. Mittlerweile stand Leila lächelnd neben mir. Sie freute sich, genauso wie ich, auf das erfrischende Bad. Ich gebe zu, ich vermisste meinen Quellteich schon sehr. Das saubere Wasser und die angenehme Temperatur. Der Fluss wäre ebenso erfrischend, wenn da nicht diese unzähligen, gierigen Zahnreihen wären, die einem nach dem Leben trachteten. Nachdem der Wasserstand endlich ausreichend war, entkleidete ich mich und ließ mich in das Becken gleiten. Leila tat es mir gleich, während Onais-Tjelfort keinen Millimeter von der Feuerstelle wich.

Er wirkte, als ruhe er völlig in sich. Leila schlüpfte zu mir in das Becken, um sich abzukühlen. Nach wenigen schweigsamen Minuten, fragte sie, »Ist was, du bist so ruhig?«

Ich schüttete zuerst den Kopf, fügte dann aber an, »Traust du ihm?«

Leila wandte den Blick ab, prustete einmal aus, tauchte unter und als sie wieder auftauchte, sagte sie ganz ruhig, »Das, was er erzählt, macht Sinn.«

»Du glaubst also, dass es möglich ist, dass wir nach Hause kommen?«, fragte ich.

»Möchtest du das?«, stellte sie die Gegenfrage und blickte mich von der Seite an.

»Ja, schon. Ich vermisse meine Familie. Du etwa nicht?«, sagte ich und vermied aus irgendeinem Grund, sie dabei direkt anzusehen. Leila überlegte einen Moment und sagte dann,

»Wenn ich zurückkehre, dann nur, um Jean umzubringen.«

Ich blickte sie erschrocken an. Ich hatte mir in meiner Fantasie die wildesten Geschichten erdacht, aber dass ihre Situation so ernst ist, dachte ich nicht.

»Was hat er dir alles erzählt?«, fragte ich und bewegte meinen Kopf in Onais-Tjelforts Richtung.

»Nicht viel. Er sagte, dass wir geliebte Menschen 'von der anderen Seite' holen müssen, um von vorn zu beginnen, aber erst, wenn wir beide zueinanderfinden, wird das Volk der Dulnae geeint werden. Ich verstehe das nicht, aber Tjelfort

ist niemand, den man einfach so verstehen kann. Du weißt, was ich meine?«, sagte sie.

Ich nickte. Damit hatte sie absolut recht. Bewusst ließ ich das Gespräch im kühlen Wasser versanden. Ich hoffte inständig, dass ich irgendwann im Laufe des Tages noch mit Onais alleine sprechen konnte. Sein Geist schien mir wesentlich vernünftiger und vor allem verständlicher. Ich wollte Tjelfort nicht unrecht tun, er war auf seine Art durchaus nützlich.

Nach dem erfrischenden Bad wartete ich einen Moment, bis ich etwas trockener war und schlüpfte dann in meine Hose.

Wenig später durchsuchte ich den Wald, nach der Stelle, an der sich Leila diese Käfer eingefangen hatte. Sie suchte auf der anderen Seite und kam mit einem Bündel Brennholz zurück. Keine Käfer. Onais-Tjelfort schien zu schlafen, zumindest ruhte er tief in sich.

Mit einsetzender Dämmerung hatten wir ausreichend Holz für die Nacht gesammelt und das Nest der Käfer gefunden. Zwei, sauberlich gefaltete Blattpakete rösteten bereits in der Glut. Der mitgebrachte Tiegel war gefüllt mit köstlichem Kräutertee, der den Durst wesentlich besser löschte, als das pure Wasser. Ich würde Onais-Tjelfort fragen, welche Kräuter wir hierzu benötigen. Er saß nach wie vor untätig an ein und derselben Stelle, die er schon den ganzen Nachmittag nicht verlassen hatte. Wir aßen, wir tranken, wir lehnten uns zurück und genossen die gerösteten Käfer.

Onais-Tjelfort schwieg, was mich irgendwie ganz kribbelig machte. Da ich aber nicht wusste, mit wem ich sprechen würde, unterließ ich es, ihn anzusprechen. Langsam wurde es dunkel und kühl. Leila zog sich ihre Sachen über, trank noch einen beherzten Schluck Tee und verkroch sich dann in unsere Schlafmulde.

Offensichtlich hatte Onais-Tjelfort nach einer Weile das Gefühl, sie sei eingeschlafen, denn er wandte sich mir zu und sagte, »Wir müssen reden.«

»Oh, ja, das denke ich auch. Mit wem spreche ich gerade?«

»Onais. Tjelfort schläft«, antwortete er mir. Ich blickte in sein faltiges Gesicht und er starrte mich mit seinen blauen Augen an.

»Was ist das für eine Geschichte über die Dulnae. Ich kenne kein Volk, dass sich so nennt und Tjelfort hat etwas über eine Wiedervereinigung des Volkes gesprochen. Wir sollen das bewerkstelligen?«, fragte ich und starrte zurück.

Er seufzte und begann, »Die Dulnae bevölkerten einst diesen Planeten. Es waren fünf Stämme, die sich die Lande teilten und sie lebten friedlich nebeneinander. Sie betrieben Handel mit ihren Feldfrüchten, ihren Tieren und ihrer Beute. Deswegen findet ihr hier so viele Pflanzen und Tiere, die denen aus eurer Heimat ähneln«, er setzte ab, hob den Tiegel zu den Lippen und nahm einen kräftigen Schluck, bevor er

fortfuhr, »Du hast sicherlich festgestellt, dass es hier kein brauchbares Metall gibt und das war damals gut so. Es gab wenig Auseinandersetzungen, aber letztlich kann man sich auch mit Steinen erschlagen oder mit dem Speer oder einem Pfeil töten. Es geschah durch einen winzigen Auslöser und entwickelte sich zum Flächenbrand. Die Stämme waren so zerstritten, dass es kaum noch einen Ausweg gab. Dann entsandte das Universum die Wächter - uns. Wir suchten ein Paar, welches die Wanderung anführen könnte und fanden sie. Bevor das Universum entschied, das Leben auf Katalis auszulöschen, gelang es uns, unsere Aufgabe zu erfüllen und die wertvollsten Mitglieder dieser Gemeinschaft zu retten und über das Portal auf die Erde zu bringen. Wir hatten nur eines nicht bedacht. Wir hätten die Stämme vorher einen sollen, damit sie sich nach ihrer Ankunft nicht gleich wieder bekriegen würden.«

»Was hat das jetzt alles mit uns zu tun?«, fragte ich ihn.

»Ihr seid die Nachkommen der fünf Stämme«, antwortete er und fügte hinzu, »und ihr bekriegt euch nach so vielen Jahren immer noch.«

»Und was sollen wir nun tun?«, fragte ich weiter.

»Die Erde stirbt. Sie wird zwar, wie Katalis auch, aus der Asche wieder aufstehen, aber im Moment stirbt sie und das kann nicht verhindert werden.«

Ich hatte das Gefühl, sein Blick würde mich durchbohren.

»Verstehst du das nicht? Ihr beide seid das Paar, dass die Wanderung in Gang setzen wird. Ihr müsst zurückkehren und die Stämme einen, damit wir so viele wie möglich retten können. Die Zeit rennt, durch unseren Unfall ist sie zu kurz, um sich lange darauf vorzubereiten. Immerhin hat dein Vater gute Vorarbeit geleistet. Wir müssen uns also nur um das sture, rückständige, eingebilddete fünfte Volk kümmern. Aber mit ihr«, er deutete mit seinem Stab auf die schlafende Leila, »wirst du das schaffen!«

»Wir sollen also hier eine neue Zivilisation gründen, hab' ich das richtig verstanden?«

Ich blickte ihn fragend an. »So könnte man das ausdrücken.«

»Wie kann ich eine neue Zivilisation mit Leila gründen, wenn sie keine Kinder bekommen kann?«, dachte ich laut.

»Das ist nicht vorgesehen«, antwortete er.

Ich blickte ihn erstaunt an.

»Schau nicht so, ich weiß schon lange, dass du sie willst, aber du wirst sie so nehmen müssen, wie sie ist und ihr Päckchen wiegt schwer.« Diese stechenden Augen starrten mich an und täuschte ich mich, oder hatte er gerade seine spitzen Ohren wackeln lassen?

»Wer entscheidet das?«, fragte ich.

»Das Universum«, antwortete er kurz.

»Was müssen wir jetzt tun?«, fragte ich und wunderte mich selbst darüber, dass ich diese Vorsehung einfach schluckte, ohne sie weiter zu hinterfragen.

»Zuerst müssen wir den Tintenfisch finden, damit du ihr die Dinge erklären kannst. Dieser Ansatz war hervorragend und hat meine Meinung über dich bestätigt. Danach müssen wir zur Höhle. Dort müsst ihr nochmals eure Vorräte auffüllen. Die Wanderung zu den Ruinen der Dulnae sollte vorbereitet sein. Ihr müsst diesen Ort aufräumen, für die Ankunft vorbereiten und Entscheidungen treffen. Sobald ihr beide das Portal durchschritten habt, seid ihr auf euch gestellt. Tjelfort und ich können euch nicht folgen, aber wir können alle, die ihr uns schickt, bei ihrer Ankunft begleiten«, erzählte er.

»Muss ich sie lieben?«, fragte ich und wusste selbst nicht, warum ich das gesagt hatte.

Onais-Tjelfort lächelte und antwortete, »Das tust du doch schon.«

»Eine Frage noch, wenn wir durch das Portal gehen, was passiert auf der anderen Seite? Sind wir dann wieder taub und blind?«

»Nein. Ihr beide könnt gemeinsam durch das Portal sehen. Ihr beide könnt gemeinsam durch das Portal gehen, ihr könnt es für die anderen öffnen und nur gemeinsam, wird euch nichts geschehen. Dazu müsst ihr aber erst eins werden. Das sollte dir bewusst sein.« Er blickte mich an und fügte hinzu, »Ich werde versuchen, dir so viele Fragen wie möglich zu beantworten, solange Tjelfort mich lässt. Tu mir einen Gefallen, schreib ihn nicht ab, er gibt euch ebenfalls Hinweise, aber auf ungewöhnliche Weise. Hab' Geduld mit ihm«, er setzte ab, seufzte einmal tief und fügte an, »lass uns schlafen, morgen müssen wir einiges erledigen und den Heimweg antreten.«

Ich stimmte ihm zu und kuschelte mich wenig später an Leila. Mir war das noch nicht bewusst, ich konnte nicht überreißen, welche Aufgabe noch vor uns lag und ich wusste nicht, wie viel Zeit uns blieb, um diese zu erfüllen. Morgen war ein guter Tag, um diesen Fisch zu jagen, morgen war ein guter Tag, um ein weiteres Flussmonster zu erlegen und morgen würde es vielleicht einen weiteren Hinweis auf unsere Aufgabe geben. Zumindest hatten wir jetzt eine Aufgabe und die Heimkehr auf die Erde wurde greifbar.

* * *

Leila war genau, wie Markus sehr verwirrt über das Erscheinen dieses dubiosen, spitzohrigen Greises, der mit zwei Stimmen sprach und sich so seltsam benahm. Die Geschichte, die er ihnen erzählte und die, seltsamerweise, völlig Sinn machte. Ja, sie war sauer, es hätte die Möglichkeit gegeben, Jahre vorher aus Jeans Einfluss auszuweichen. Was wäre ihr nicht alles erspart geblieben!

Ihre Skepsis wich vollständig, als sich der Mann zu einem kichernden, verrückten Clown entwickelte. Zuerst amüsierte sie sich über sein Gehopse und den Gesang, dann hörte sie genau hin. Das, was sich wie der Gesang eines wirren Narren anhörte, ergab Sinn. Die Suche nach dem verrotteten Flussmonster war zwar anstrengend, aber erfolgreich. Sie hatten nun Messer und die Zähne würden sicherlich gute Pfeilspitzen ergeben, wenn ihnen einfiel, wie man sie am Ende der Stöcke befestigen konnte. Als Markus in den Wald ging und Leila alleine mit Onais-Tjelfort war, wurde er ganz ernst. Er hatte komplett aufgehört herumzuzappeln, legte ihr seine Hand auf die Schulter und sie hatte das Gefühl, er gäbe ihr einen väterlichen Rat. »Ich habe dir gesagt, dass du ihn töten wirst, mein Kind«, flüsterte er ihr zu.

»Wen?«, fragte sie und dachte schon, er meinte Markus. »Jean, du musst es beenden, die Welt von diesem Tyrannen befreien und vor allem seinen Anhängern zeigen, dass er ein verabscheuungswürdiges Subjekt ist, mehr nicht. Es ist für dich und die, die mit dir gehen werden, enorm wichtig, dass du es tust«, erklärte ihr der Greis mit der festen Stimme von Tjelfort.

»Wie?«, fragte sie weiter.

»Ich sagte schon, du wirst ihm die Nadel in die Halswirbelsäule stechen. Am besten zwischen dem dritten und vierten Wirbel. Ich werde dir auf jeden Fall genau zeigen, wo und womit du die Stacheln füllen musst. Nicht jetzt, dafür haben wir später Zeit.« Er verstummte und reichte ihr die Rückenflosse des Monsters. Leila fächerte sie auf und sah die drei spitzen Stacheln. Sie waren hohl, man konnte sie also füllen. Sie blickte Tjelfort an, der mit dem Kopf in Richtung Waldrand deutete und hinzufügte,

»Das bleibt unter uns, das hat mit ihm nichts zu tun. Das ist einzig für dich. Aber du musst mit ihm sprechen, du musst ihm sagen, was Jean dir angetan hat. Das wird sonst ewig zwischen euch stehen. Solange dies zwischen euch steht, werdet ihr nicht in der Lage sein, das Portal zu durchschreiten.«

»Tust du nur so, als wärest du verrückt?«, fügte Leila an.

»Nein, ich habe klare Momente, die wirren überwiegen, leider.«

Er blickte bedrückt nach unten. Als Markus zurückkam, schwiegen die beiden. Irrte sich Leila, oder war da ein Anflug von Eifersucht zu erkennen?

Sie aßen das Flussmonster. In diesen Blättern gegart, schmeckte es einfach köstlich und sättigte gut. Irgendwie war die Situation seltsam.

Onais-Tjelfort und die Geschichte, dass alles vorhergesehen war und die Limfies, die sich schon über mehrere Tage nicht blicken ließen.

Dank des Universalübersetzers wären sie jetzt in der Lage, genau zu verstehen, was die beiden sagten, oder? Wo steckten die beiden und was führten sie im Schilde?

... to be continued